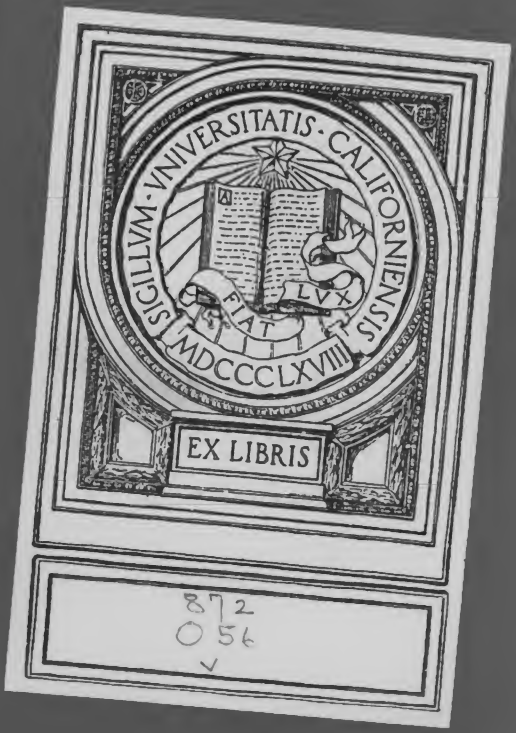
Der Venusberg

Georg Ompteda (Freiherr von)


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

872
O56
v

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Venusberg

Siebente Auflage

Digitized by Google

Von Georg Freiherrn von Ompteda erschienen im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin nachfolgende Werke:

Romane: Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. Herzeloïde. Normalmenschen. Ein Glückspunge. Wie am ersten Tag. Minne. Droesigl. Excelsior / Ein Bergsteigerleben. Benigna / Leben einer Frau. Prinzeß Sabine. Die Tochter des großen Georgi / Theaterroman. Deutscher Adel um Neunzehnhundert: Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. Novellen: Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen. / Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Traum im Süden. Das schönere Geschlecht. Nerven. Gedichte: Von der Lebensstraße. Theater: Eheliche Liebe / Schauspiel.

Freie Übertragungen aus dem Französischen: Offit: Ilse. Gesammelte Werke von Guy de Maupassant / Fräulein Fifi / Novellen. Die Schwestern Rondoli / Novellen. Miß Harriet / Novellen. Das Haus / Novellen. Mondschein / Novellen. Herr Parent / Novellen. Der Horla / Novellen. Die Schnepfe / Novellen. Der Liebling / Roman. Ein Menschenleben / Roman. Stark wie der Tod / Roman. Dickchen / Novellen. Hans und Peter / Roman. Die kleine Roque / Novellen. Nutzlose Schönheit / Novellen. Der Tugendpreis / Novellen. Schnaps-Anton / Novellen. Unser Herz / Roman. Tag- und Nachtgeschichten / Novellen. Mont Oriol / Roman.

Digitized by Google

Der Venusberg

Novellen

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1912

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1912 by Egon Fleischel & Co., Berlin

Zeichnung zum Umschlag und
Einband von Paul Haase

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Mutter ging	1
Der Ritter	25
Der Hut	37
Der Jongleur	47
Arms Madl	65
Bellevueſtraße	77
Die Salige	131
Der Fund an der Via Appia	147
Begegnung	165
Der Witwer	185
Die Witwe	199
Bubi	231
Fridolin	243
Der Venusberg	263

273339

Digitized by Google

Mutter ging

Digitized by Google

Wenn sie nun eines Tages zu mir spräche: ‚Lebe wohl, mein liebes Kind!‘

Ich wehre den Gedanken ab mit heftiger Gebärde: ‚Nein, bleibe bei mir!‘ Und mir klingt im Ohr: „. . . denn es will Abend werden!‘ Es ist Abend geworden bei ihr. Die Nacht ist nicht mehr fern. Ihr Leben, ihre Kraft geht nieder.

Sie ist so klein und zart, sie trägt den Kopf gesenkt, kann nicht mehr eilig gehen, wie einst, wo sie allen voranschritt in ihrem Hause. Sie muß sich setzen ab und zu, muß ruhen, die nie geruht hat, die immer für uns alle sorgte.

Ich gehe mit ihr im Garten ihres Häusleins, da unten im Süden, wo die Sonne wärmer scheint und die Winde schlafen. Wir haben es ihr gebaut, daß sie ein Heim hätte und nicht mehr husten sollte, wenn dort oben bei uns die Stürme fauchen. Als Dank haben wir Söhne es Mutter errichtet, drei große, blonde Söhne.

Vater war stark und mächtig wie wir, voller Lebensmut und Kraft, und ist doch vor Mutter ins dunkle Land gegangen.

Sie hat uns oft erzählt, wie der blonde Riese einst des kleinen Mädchens beide Hände mit der

Digitized by Google

einen Rechten umschließend gesprochen: ‚Ich will dich haben!‘ Mutter blitzte es dann um Mund und Augen: ‚Er hat mich nicht gefragt, ob ich denn wollte.‘ Meinten wir dann: ‚Mutter, du wolltest ja!‘ wandte sie sich, schwieg fein still, aber wenn Vater heimkam, ging sie ihm entgegen, reckte sich auf den Zehen, als sie ihn küßte, und dabei flog ein schelmischer Blick zu ihren Söhnen.

Die kleine Frau war oftmals krank, doch nie ließ sie es den Riesen merken, und wenn das scharfe Auge eines ihrer Söhne es gewahrte, legte sie den Finger auf den Mund: ‚Kind, sage nichts, er ängstigt sich sonst!‘ Nie sollte einer Sorge tragen um sie. Das ist so gewesen ihr ganzes Leben lang. Nie durfte man von ihr sprechen; ängstlich verbarg sie eigenes Leid. In der Schlafstube habe ich sie eines Abends gefunden, niedergesunken an ihrem Bett, den Kopf in den Kissen. Als ich sie aufhob: ‚Mutter, was ist dir?‘ sah ich Tränen auf ihrem lieben Gesicht, und sie stöhnte leise: ‚Nicht böse sein, es tut so weh!‘

Am nächsten Tage lief sie geschäftig wieder auf und ab im Haus. Vater hat nichts geahnt, nur Mutter und ich sahen uns an, und die Bitte schien in ihrem Blick zu liegen: ‚Sage nichts!‘ Doch unvergeßlich blieb im Ohre mir der Ton, in meiner Sterbestunde werde ich es einstmals hören, dieses: ‚Nicht böse sein, es tut so weh.‘

Nicht böse sollte ich sein, daß ihr armer kleiner

Digitized by Google

Körper seinen Zoll der Menschlichkeit bezahlte. Mutter hat nie an sich gedacht. Immer war sie allein besorgt um uns, um Vater und ihre Söhne. Und der große Mann hat in rauher Kraft wohl nie gemerkt, daß neben ihm ein lieber Schatten Sorgensteine aus seinem Wege räumte.

Alte Zeiten steigen vor mir auf, Kinderjahre. Wenn wir mit scheuen Gesichtern aus der Schule kamen. Mutter fühlte, daß etwas geschehen sei. Angstlich blickte sie Vater an — er war vielleicht in schwerer Stimmung, hatte Sorge und Verdruß gehabt — was wissen Kinder davon! Dann klagte sie sich wohl selbst an, den Zorn des Gewaltigen von uns abzuziehen. Und Vater grollte mit seiner Stimme, die immer klang wie Löwengebrüll.

Wir hatten nicht viel. Das Gut war nur klein, und trotz aller Arbeit blieb manches Geld darauf. Dazu drei große, wachsende, ewig hungrige Söhne! Vater war in Feld und Flur vom Frühlicht bis zum Dämmerabend. Der erste war er auf. Der erste? Nein, Mutter weckte ihn und uns alle. Dann griff sie zu im Haus, und überall sah man den Segen ihrer Hände. Sie eilte mit dem Schlüsselkorbe, altersgraue Handschuhe an den Händen, treppauf, treppab, und hatte doch Zeit für jeden. All unsere kleinen Sorgen hat sie angehört. Immer gab es Rat, jede Träne wurde getrocknet. Die Leute kamen zu Mutter aus Hof und Dorf. Sie ging zu allen. Still war sie da, husch wieder fort.

Digitized by Google

Dank? An Mutter? Sie dankte, daß man ihr Vertrauen gezeigt, sie fühlte sich beschenkt, nicht andere. Mutter hat nie gewußt, daß sie gab, denn wenn sie ging, haben die Leute wohl noch geglaubt, sie hätten ihr die Zeit vertrieben. Wenn ihre kleine Gestalt erschien, so sacht, so leise, dann war es schon, als senke Frieden sich auf jeden unruhvollen Geist. Strahlten aber einmal ihre Augen in anderer Augen Schleier, dann ward Licht überall.

Segen kam von ihr, um sie ward Segen.

Und wie hat Mutter die Nackenschläge des Lebens getragen! Wie groß war dann die kleine Frau, Vorbild uns allen und Stütze! Bald unser Einzigstes, denn Vater ist vor langen Jahren schon von uns gegangen, als wir noch Knaben waren.

Eines Abends im frühen Herbst kam er heim. Draußen schwelten die Kartoffelfeuer, und über kahle Felder strichen erste Nebel. Vater war im dünnen Rock gegangen, und über Fleiß und Mühe war mit dem Abend Tau und Kühle herabgesunken. In all dem Eifer hatte er es nicht gespürt. Er fürchtete die Abendschauer nicht, der Riese mit der Löwenstimme. Aber als er am Tisch mit uns saß, lief es ihm über den Leib, und wie am Morgen Mutter uns zur Schule weckte, sagte sie: ‚Pst . . . macht keinen Lärm!‘ Da schlichen wir auf leisen Sohlen. Doch als wir abends wiederkehrten — wir blieben über Mittag in der Stadt, der Weg

Digitized by Google

war zu weit —, ging ein Raunen durch das Haus. Die Leute machten lange Gesichter und sprachen gedämpft. Der Arzt war gekommen. Wir mußten eintreten bei Vater. Wie wir ihn so sahen, den starken, sonst von glühender Sonne gebräunten Mann, seltsam grau und hinfällig, nur die Wangen in brennendem Feuer, da ward uns Jungen ganz beklommen zu Sinn. Wir hielten den Atem an, wir blickten zur Mutter wie immer, wenn wir die Welt nicht verstanden.

Und als wir Mutters steinernes Antlitz sahen, haben unsere wilden, sonst so fröhlichen Knabenseelen den Ernst der Stunde begriffen. Als Vater unsere Hände suchte und wir seine glühenden Finger fanden, wurden uns die Augen aufgetan, daß dem Kranken zu Häupten einer stand mit todesharten Händen.

Vater redete irre Worte. Die Löwenstimme hatte keinen Klang. Er suchte Mutters Blick. Wir aber sanken — keiner hat es uns gesagt — nieder auf die Kniee.

Die kleine Frau sprach halblaut schnelle, heftige Worte des Gebetes, als ränge sie mit dem zu Häupten um Vaters Leben. Sie schien zu wachsen in ihrer Seelenangst. Mit ihren zarten Fingern umschloß sie Vaters große, heiße Hand, die langsam erkaltete in der ihren. Sie bat, sie flehte, flüsterte und schwieg. Es war heilige Stille. Mutter legte ihre kleinen Finger mit zärtlich leisem

Digitized by Google

Drucke Vater auf die Augen. Dann hat sie ihm die Lippen auf die Stirn gepreßt und kniete nieder neben ihren Söhnen. Und wir begriffen. Wir weinten alle drei. Nicht sie.

Nein, Mutter, liebe, liebe, kleine Mutter, du bliebst ernst und starr. Du hast Vater die Hände ineinander gelegt, du sagtest allen, die da kamen, ein Wort des Trostes, der Sicherheit. Mutter, ich sehe dich noch stehen in deinem schwarzen Kleid und zu uns allen sprechen: ‚Es ist ja nur ein Wiedersehen.‘ Mutter, Mutter, wie habe ich damals Ehrfurcht gehabt vor deiner Stärke! Mutter, wie hast du des Knaben unbesorgtes Herz gerührt, wie sind mir die Augen aufgegangen über dich!

Und dann die schwere Zeit, da Mutter allein mit Händlern und Gläubigern, mit rohen Knechten und Mägden zu kämpfen hatte um den armen Besitz. Sie hat gerungen wie ein starker Mann, die kleine Frau. Wann schlief sie wohl? Wir haben sie nie ruhend gefunden. Wenn wir uns abends legten, setzte sie sich erst zu ihren Büchern. Wenn wir aufstanden, kam sie vom Feld. Sie stahl sich die Stunden, unsere Schularbeiten durchzusehen. Latein lernte sie mit uns und hat es für das Leben mit uns wieder vergessen. Sie hat uns überhört, bei erzürnten Lehrern für uns gebeten. Nachts schnitt sie Anzüge zu für ihre Söhne, stopfte Wäsche, nähte Kleider: Mutters Hände habe ich nie untätig gesehen.

Digitized by Google

Darüber wurden wir groß, Hans, Erich und ich. Einer nach dem andern ging ins Leben hinaus. Jedem gab sie von der Mühe ihrer Tage und vom Schlaf ihrer Nächte Erspartes mit auf den Weg. Und immer mühte sie sich weiter für uns, denn das Studium kostete Geld. Mutter mußte alles schaffen, ganz allein.

Haben wir es begriffen, was Mutter uns war? Das Leben brauste wild über uns. Es hat uns hart gefaßt, daß wir zur Mutter einer nach dem anderen mit beschämten Wangen kamen.

Hans zuerst. Unehre hing an seinem Rock. Für den, daß er ihn trüge, Mutter sich den Bissen vom Munde gespart. Er kam heim, ein verlorener Mann, ohne sein Waffenkleid.

Da stand der blonde Riese vor der kleinen Frau, tief, tief das Haupt gebeugt. Er wollte ihr die Hand küssen, sich ihr nähern wie ein gestrafter Hund. Doch ihr Blick hob eine Schranke zwischen ihr und ihm, unüberbrückbar. Er fiel nieder auf die Kniee wie ein gefälltes, gewaltiges Tier. Und als seine Schultern zuckten, als er den Saum ihres Kleides nehmen wollte, ihn an die bebenden Lippen zu ziehen — Mutter, du liebe, immer gütige Mutter, wie standest du da! Unerbittlich reckte st du deine Hand aus und sprachest das eine Wort, daß es zitterte, dein großer Sohn: ‚Geh!‘

Dann hast du ihm selbst das Bündel gepackt, fuhrest fort, dein sauer Erspartes abzuheben von

Digitized by Google

der Bank, daß dein Sohn drüben nicht hungern sollte.

Mutter hat seine Hand nicht berührt, als er ging. Von weitem gab sie ihm nur eins auf den Weg: Arbeite. Wir durften nicht mit, Erich und ich, den Bruder zu begleiten. Wir standen regungslos und lauschten nur. Die Pferde zogen an, die Räder knirschten im Sand. Dann Schweigen, tiefes, banges Schweigen. Mutter stand am Fenster. Hinter den einfachen, weißen Vorhängen blickte sie dem Wagen nach, und dann hinaus in den trüben, dämmernden Tag. Wir rührten uns nicht. Mutter kam zurück an den Tisch, über dem die Hängelampe hing, Zeuge froher Stunden wie einst all unseres abendlichen Schülerfleißes, Zeuge all der Nächte, die Mutter bei den Büchern saß, rechnend und sinnend, wie sie das Jahr mit bescheidenem Auskommen schlösse. Sie setzte sich und starrte vor sich hin. Plötzlich sah sie uns an mit großen Augen: ‚Mein lieber Sohn ist fort.'

In unseren Herzen aber stieg ein Versprechen auf, beiden gemeinsam: Mutter, wir wollen es dir vergelten!

Wie haben wir es vergolten, unserem Mütterlein? Kam Erich nicht eines Tages, rollte die Augen und blähte die Stimme auf. Er wisse es genau: die er liebe, könne er Mutter nicht ins Haus bringen — die — die nicht!

Mutter redete sanft mit ihm und fragte. Als

Digitized by Google

sie dann aber vernahm, wer sie sei, neigte sie nur stumm das Haupt und blieb unbeweglich. Der Bruder warf bittere Worte um sich. Wie sein Zorn schwoll, Enttäuschung und Regung, verstieg er sich, auf Mutters Liebe und weiches Herz zu pochen und höhnte bitter: nun, wo es gelte, wo blieben Milde und Verzeihen?

Mutter setzte ihren frechen Sohn nicht mit Gewalt auf den Platz, der ihm gebührte, tief zu ihren Füßen. Nein, ihre Stimme klang weich: ‚Brächtest du mir eine, die schwach gewesen, die gar im Dunkel der Gassen ging: ich würde sie aufrichten und an mein Herz nehmen ohne Scham, denn sie ist die Erwählte meines Sohnes. Und ich würde suchen, im Gange der Jahre alles Häßliche auszulöschen aus ihrem Herzen, daß sie wieder rein würde. Aber die, von der du mir sprichst — eine Diebin, eine wortbrüchige Verräterin — nehme ich nicht in mein Haus.‘

Und abends, am Tische Erich mit finsterer Stirn, blätterte sie in dem abgegriffenen schwarzen Buche, erhob ihre Stimme, und ihr Blick über die Augengläser, die Mutter jetzt beim Lesen trug, traf ihren Sohn: ‚Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.‘

Hart stand mein Bruder auf. Mutter und ich blieben allein. Man hörte alles in dem nächtlich stillen Hause. Auf der Diele das Ticken der Uhr.

Digitized by Google

Dann die Haustür gehen. Und nun durch den Garten unter den Fenstern hin verhallende Schritte. Mutter aber fand nicht die Kraft, mich anzublicken und sagte nur: ‚Unser Haus soll rein bleiben, mein Sohn.‘

Rein war es wie Mutter. Still nun, da Erich sich mit jener Frau verband. Nun hatte Mutter nur noch mich allein. Ich teilte ihre und sie meine Einsamkeit. Und wie wir kaum andere Menschen sahen, wurden wir eins, ganz eins, Mutter und ich, daß mir die übrige Welt fern und fremd schien. Ich arbeitete. Mutters Hände brauchten sich nicht mehr so zu mühen, denn meine großen, rauhen griffen zu, schoben sie zärtlich leise beiseite, daß sie in dem Schoß liegen konnten, die ein Leben lang für uns sich gemüht.

Aber: haben wir es ihr vergolten, fragte ich. Nicht Hans, nicht Erich und nicht ich. Dumpfe Zeit kam über mich, Abkehr von Heim und Häuslichkeit. Mutter schwieg, wenn ich abends ging, zuerst nur einmal, dann hier und da, endlich, als der Böse Macht über mich gewann, Abend für Abend. Ich mochte ihr nicht mehr in die erstaunten, vorwurfsvollen, betrübten Augen sehen. Mutter, liebe, liebe kleine Mutter, wie konnte das geschehen! Ich mied sie, weil ich ihr Weinen nicht ertrug. Und doch kehrte ich bald erst mit dem Morgen heim. Immer neuen Vorwand fand ich, ihr nicht zu begegnen. Endlich kam sie

Digitized by Google

zu mir. Sie sagte nur meinen Namen. Aber der Ton! Und ich lief davon. Zum Spiel, ins Wirtshaus. Der Gedanke fraß an mir, unerträglich, daß ich verschleuderte, was meiner Mutter fleißige Hände gehäuft. Aber siehe: die Wirtschaft ging, die Knechte arbeiteten, die Mägde regten sich, und als Mutter mich einmal an sich zog, sanft, wie es nur eine Mutter kann, und mit leisem Vorwurf klagte, rief ich blind und frech: ‚Was willst du, Mutter, es geht besser, als je zuvor. Die Wirtschaft läuft allein!'

Nie werde ich vergessen, wie sie da vor mir stand und zu mir sprach, halb Stolz, halb Jammer: ‚Und ich?'

Ihre Hände hielt sie mir entgegen in sprechender Gebärde, sie, die in den letzten Jahren, da ich ihren alten Schultern abgenommen, was sie einst für uns getragen, weicher geworden waren. Sie waren wieder rissig und rauh.

Da bin ich fortgelaufen. Die armen Hände konnte ich nicht sehen. Habe meine Scham in Wein ersäuft und bog die Karte die ganze lange Nacht hindurch, mit trunkenen Sinnen wiederzugewinnen, was ich vertan, daß ich vor Mutter treten könnte und sprechen: es war alles nur ein wüster Traum.

Ja, ich stand vor ihr, aber niederfallen mußte ich und den Saum küssen ihres alten, abgetragenen, schwarzen Kleides und ihre Hände, die aufgesprungenen, lieben, unter heißen Tränen an die

Digitized by Google

Lippen ziehen und sagen: ‚Ich bin verloren, es ist alles hin!‘

Und Mutter? Mutter richtete mich auf, strich mir das Haar, saß mit mir in der alten lieben Ecke, wo sie abends mit Vater von der Arbeit geruht und er aus der Bibel vorlas vor dem Schlafengehen, sie, den Jüngsten, mich, auf den Knieen, während die Brüder auf ihren kleinen Schemelchen daneben hockten. Sie tröstete mich, sie wieder mich. Und sie wußte Rat, was aufgegeben werden müsse, wie noch mehr gespart werden könne. Mir rang es das Herz ab, daß durch meine Schuld zusammenbrechen sollte, was Vater und Mutter in einem ganzen Leben mühselig erworben hatten. Ich wollte den Brüdern nach. Sie erriet es: ‚Dann bin ich ganz allein!‘

‚Mutter! Liebe, liebe, kleine Mutter!‘

Ich nahm sie in die Arme, ließ sie nicht los und wußte: ich kann nicht fort von ihr, kann, kann nicht. Da besprachen wir wie zwei Männer, was zu tun sei. Sie ging mit mir zu dem, der meinen Schuldzettel besaß. Wie der die arme, starke, kleine Frau sah, die so ruhig verhandelte um Stundung und Abzahlung, schämte sich der Gewinner und schlug einen Nachlaß vor. Mutter aber richtete sich auf, und nie habe ich sie so stolz und verächtlich reden hören: ‚Meinen Sie, ich sei gekommen, um zu betteln? Schenken sollen Sie mir nichts!‘

Dann haben wir jahrelang gekämpft, Mutter

Digitized by Google

und ich, auf unserer für unsere Scholle. Aber eines Tages war meiner lieben kleinen Mutter Kraft aufgezehrt. Als ich heimkehrte, fand ich sie im Flur auf den harten Fliesen — regungslos. Ich trug sie auf ihr Bett — ach Gott, sie war so leicht — und saß bei ihr bis zum Morgen. Keine Krankheit war es, kein großer, ängstlicher Name: ‚Verbraucht' nannte es der Arzt.

Aber sie ließ nicht von der Arbeit, hier, wo sie alles um sich sah, das sie mitgeschaffen und hochgebracht, das wieder niedergegangen war durch meine Schuld. Ich setzte sie in Vaters Sorgenstuhl, legte ihr Brille hin und Buch, und das Fußkissen für die kurzen, kleinen Beine. Dann schlug ich ihr die Decke um, denn sie fror.

‚Ruhig sitzen bleiben, Mutter! Schone dich! Versprich es mir.'

Listig lächelte sie mich an. Ich ging Tagesmühen nach und eiserner Fron, dem Kampfe um Schuldzinsen und kargstes Dasein, dem aussichtslosen, zermürbenden, ein paar Hunderte nur zurückzulegen für Mutters Lebensabend. Wenn ich heimkam auf den Zehen in die stille Stube, meinend, ich fände Mutter im Schlummer, war ihr Stuhl leer. Die Decke lag auf der Lehne, die Fußbank war zur Seite geschoben. Sie, die ruhen sollte nun endlich, eilte von Milchkammer zu Stall und Garten, trapp, trapp, trapp, den Schlüsselkorb am Arm, die geflickten grauen Handschuhe

Digitized by Google

an den dünnen Fingern, den Rücken gebeugt und einen Ausdruck auf dem lieben, alten Gesicht, so ängstlich grauenvoll, als sprächen ihre treuen Augen, tief in den Höhlen: ‚Ich kann nicht mehr!‘

Nein, sie konnte nicht mehr, und wir machten ein Ende. In der Stadt bot sich mir etwas, das Mutter und mich ernähren konnte. Da haben wir unser liebes Heim verkauft. O wie zögerten wir! Wie saßen wir an den Abenden und rechneten miteinander, Mutter vor den Augen die Brille, die immer rutschte, wenn sie sich niederbückte auf die Arbeit, denn die Hornfassung war gebrochen und Mutter hatte sie mit Strickwolle zusammengebunden. Oft höre ich es noch, wie sie sprach, das Gestell immer und immer wieder zurechtschiebend: ‚Das ist doch zu dumm.‘

Und sie ward ganz böse, die kleine Mutter. Bat ich aber, wir wollten es doch machen lassen, so sagte sie erregt: ‚I, das wäre noch schöner, wieder eine Mark!‘

Ja, Mutter, du gönntest dir nichts! Du hast dein ganzes Leben nur an andere gedacht. Und ich, konnte ich dir etwas bieten auf deine alte Zeit?

So ging es nicht mehr. Eines Tages unterschrieben wir eben den Verkauf. Ich zitterte vor dem Augenblick, da wir das liebe alte Haus verlassen sollten, aber Mutter war so tapfer, daß sie mich beschämte, wie sie uns alle beschämt hat, seit ich

Digitized by Google

denken kann. Von Vaters Sterbezimmer trennte sie sich am schwersten. Lange blieb sie stehen an dem einfachen Bett, das mit der armen, verschossenen grünen Ripsdecke zugedeckt war, wie damals, als er noch lebte. Das holzgeschnitzte Kreuz darüber, das Mutter von ihrer einzigen Reise nach der Hochzeit mitgebracht, nahm sie ab. Sonst blieb alles zurück, und es blieb mit den toten Gegenständen, wie Mutter — einzige Schwäche eines Augenblickes — meinte: Unser Glück.

Doch nein: mein Glück nahm ich mit mir, meine liebe, kleine, alte Mutter. Sie ward mein Halt in dem neuen Beruf. Die steinerne Öde der Stadt wärmte sie durch ihre Gegenwart. Und ihr Segen war bei allem, das ich unternahm, daß aus dem Nichts bescheidener Wohlstand wurde.

Nicht über Nacht. O Gott, Jahre, abermals Jahre gingen darüber hin, Jahre saurer, doch gesegneter Arbeit. Mutter aber, die ihr Leben auf dem Land verbracht, fehlte Luft in dem Häusermeer. Und jeder Winter nahm etwas von ihrer Lebenskraft. Sie ward weicher. Der Söhne, die aus ihrem Haus gegangen, gedachte sie wieder. Wenn sie abends in ihrem Stuhl saß, ließ sie die Zeitung sinken und legte die Brille hin: ‚Wie mag es wohl meinem Sohne Erich gehen?‘ Und wieder ein andermal: ‚Hast du nichts von meinem Sohne Hans gehört?‘

‚Mein Sohn,‘ anders sprach sie nicht. Es war,

Digitized by Google

als hätte die Zeit sie nachsichtiger gemacht. Da, eines Abends trat Erich ins Zimmer. An der Tür blieb er stehen. Nur mit den Worten: ‚Sie ist tot.‘

‚Mein armer Junge!‘

Sie öffnete die Arme, und er kniete an Mutters Stuhl. Sie strich ihm das Haar: ‚Du bist so grau geworden.‘

Ich, der ich ihn gesehen ab und zu, wunderte mich nicht. Wir beide drückten uns stumm die Hand. Mutter fragte mit ängstlichem Blick: ‚Bist du glücklich gewesen?‘

Er konnte ihr nicht in die Augen sehen, senkte die Stirn, schüttelte den Kopf, dann fiel er ihr um den Hals, und sie schluchzten beide. Ich aber schlich hinaus. Bald traf ich Mutter auf dem Gang, sie schritt aufrechter, stolz, und ihre Augen leuchteten, als sie das Mädchen rief: ‚Lina, mach' uns was Schönes zu essen und gib den guten Wein . . . mein Sohn ist wieder da.‘

Am gleichen Abend aber schrieb sie an Hans. Sie rief ihn nicht, nur ein Lebenszeichen sollte er geben. Als dann seine Antwort kam, las sie uns meines Bruders demütige Worte vor und sagte: ‚Es ist so lange her, und eine Mutter muß verzeihen!‘

Hans ist damals nicht zurückgekommen über das große Wasser. Doch er schrieb jeden Monat, und immer saß die alte Frau den ganzen Abend vor dem Briefe. Am nächsten Morgen blickte sie

Digitized by Google

nicht auf vom Tisch, von ihrer Antwort an ihren Sohn.

Dann gingen wieder die Jahre hin, und Mutter begann zu husten, so daß der Arzt eines Tages sprach: ‚Wenn Sie Ihre Mutter noch einige Jahre behalten wollen, braucht sie Sonne.‘

Da reifte in uns ein Plan. Erich und ich schrieben an Hans, dem es gut ging dort drüben. Und wir drei taten uns zusammen. Heimliche Fahrten nach dem Süden gab es da mit stillem Lächeln, wenn Mutter fragte. Wir fuhren zusammen, wir beide, und ließen Mutter mit ihrer Pflegerin, die wir für sie genommen, allein. Sie war nicht ängstlich. Dachte sie je an sich? Sie fragte nur, ob wir bald wiederkämen. Ein Häuslein bauten wir für sie in einem Garten, dort unten im Süden, wo die Sonne wärmer scheint und die Winde schlafen. Und eines Tages, als der Husten Mutter quälte, sie die Hand auf die Brust legte, dort wo es stach, und ein wenig schwach sich zurücklehnte, redete ich mit ihr und wehte es ihr leise an. Sie solle nicht traurig sein, sie müsse fort, nur für eine Erholungsreise; dort unten würde der garstige Husten bald aufhören. Ich hatte Widerstand erwartet, doch meine gute, kleine Mutter sagte nur ängstlich: ‚Aber dann bleibst du allein?‘

Konnte sie anders sprechen, die nie an sich gedacht? Ich strich ihr den weißen Scheitel und

Digitized by Google

legte meine Wange an ihre liebe, runzlige alte Stirn: ‚Mutter, ich fahre mit.‘

Da ſtanden ihr die Tränen in den Augen, denn ſie war jetzt immer leicht gerührt. Erich brachte uns zum Bahnhof; er konnte nicht mit. Aber er verſprach: ‚Mutter, ich werde dich beſuchen.‘

Sie nahm Abſchied und ließ ſich einpacken und verladen, als hätte ſie einen eigenen Willen nicht. Im Zuge ſaß ſie huſtend noch immer. Wenn ich dann ſagte: ‚Siehſt du, Mutter, daß es nötig iſt!‘ ſo lächelte ſie nur: ſie mochte es ſelbſt fühlen.

Dann wechſelte der Himmel: aus dem grauen Nebeldunſt des Nordens ward, während wir die Alpenkette überſchritten, lachender Sonnenſchein. Als wir ausſtiegen dort unten im Südland, ſog ſie die warme Luft ein, blickte ſich um und lächelte mich dankbar an. Dann führten wir ſie, die Pflegerin und ich, durch den Garten, zu dem weißleuchtenden kleinen Haus, das wir drei Söhne Mutter errichtet. Dort drinnen fand ſie alles eingeteilt wie zu Haus, ähnliche Möbel hatten wir ausgeſucht. Da ſaß ſie auf dem Sofa, bezogen mit grünem Rips, wie einſt daheim bei den Eltern. Das Fenſter ſtand offen an dem Sonnenmittag, und draußen war nicht grauer, toter Winter, ſondern blau lachte der Himmel nieder, immergrüne Gewächſe ſäumten die hell beſtreuten Kieswege.

Ich nahm ihre lieben, alten, ach ſo vertrockneten Greiſenfinger, die nun immer kalt und er-

Digitized by Google

froren waren, deckte ſie wärmend mit meinen großen Händen, rieb ſie, zog ſie an die Lippen und ſagte ihr, worauf ich mich gefreut, ſeitdem Erich und ich den Gedanken gefaßt, ihr ein Heim zu ſchaffen, da unten im Süden, wo die Sonne wärmer ſcheint und die Winde ſchlafen, ſagte ihr, dieſes Haus gehöre ihr, daß Hans und Erich und ich es ihr ſchenkten von unſerer Hände Fleiß. Aber als ihr die Tränen aufſtiegen, ſie mich anblickte mit ihren alten, treuen Augen und keine Antwort fand als nur ein Schluchzen, ſo daß ſie wieder zu huſten begann, zog ich ſie an mich und ſtrich ihr zärtlich über den gebeugten Rücken: ‚Mutter, nicht weinen. Du ſollſt ja geſund werden hier, und der böſe Huſten ſoll fort. Und ſieh, wenn unſere Arbeit geſegnet war, ſo wurde ſie es durch dich, durch deine Sorge für Vater und uns dein ganzes Leben lang. Ich ſoll dir von deinen anderen Söhnen ſagen: wir geben dir nur zurück, was du uns geſchenkt haſt. Nimm das kleine Haus als Zeichen unſerer Liebe und Dankbarkeit.‘

Sie trocknete ihre Tränen; nun lächelte ſie mich ſchon wieder an. Dann ging ſie an meinem Arm, die kleine, alte Frau, langſam trippelnd, gebückt, und ich neigte mich nieder zu ihr, während wir auf den weißen Kieswegen ſchritten, und zeigte ihr rundum ihr kleines, neues Reich, das Immergrün der Büſche und Bäume und die Blumen am

Digitized by Google

Fenster und den Blick hinaus auf ferne Berge. Wie ihr die Sonne den Rücken wärmte, sah sie zu mir empor: ‚O wie schön ist es hier!‘

Und ich: ‚Siehst du, Mutter, nun wird auch der Husten bald vorüber sein.‘

Der Husten wich. Jung ward sie nicht wieder, denn ihr Leben war eitel Mühe und Arbeit gewesen, aber sie alterte nicht mehr, sie lebte still weiter dort in dem warmen, weißen Haus. Ab und zu besuchten wir sie — einmal Erich, einmal ich. Dazwischen las sie unsere Briefe, saß am offenen Fenster in ihrem hellen Zimmer, darein die Sonne schien, und schrieb an ihre Söhne. Mit zittriger Hand, nicht mehr die schöne, feste Mädchen- und Frauenschrift wie einst, aber doch gut zu lesen. Nur langsam ging es. Wie oft habe ich gesehen, wenn sie den Brüdern schrieb, daß sie einen ganzen Morgen brauchte, um eine Seite zu füllen, denn immer mußte sie sich ausruhen dazwischen, die Brille absetzen und hinausblicken dorthin, wo jetzt schon Blumen dufteten und Vögel wippten und sangen.

Eines Tages ward ihr auch der letzte Wunsch erfüllt. Hans kam von drüben. Hier im Süden, wo ihn niemand kannte, wo Gras gewachsen war über die Vergangenheit, konnte er sich zeigen. Er blieb nicht lange, ihr war es genug, und sie sprach: ‚Nun weiß ich doch bestimmt, daß er lebt und gesund ist.‘

Digitized by Google

Sie hat ihn nicht wiedergesehen, obwohl Mutters Kräfte noch Jahre hielten. Ihre Frische ist freilich nie zurückgekehrt: ein Leben übermäßiger Arbeit hatte sie verbraucht. Sie saß gebeugt in ihrer letzten Zeit, sie weinte oft. Nicht in Schmerzen, nicht aus Kummer, sondern vor greisenhafter Rührung in Erinnerung alter Zeit. Wenn ich ihre roten Augen sah und dann wohl bat: ‚Mutter, du mußt nicht weinen,‘ so sagte sie nur wie ein schwaches Kind: ‚Es tut so gut.‘

Da ließ ich sie ihren Greisentraum spinnen, hindämmern in ihrem Südlandsgarten, den sie liebgewonnen, sie, die vom Lande war. Und als ob die schwere Stadtzeit dazwischen ausgelöscht sei aus ihrem Gedächtnis, weilte sie mit ihren Gedanken nur noch bei ihrem kleinen Gärtlein, ihrem Haus, und an den Abenden, wenn wir allein saßen und ich vorlas oder erzählte, bei der Vergangenheit. Dann sprach sie von meinen Kinderjahren, von unserem alten Heim, von Vater, wie sie beide einst gearbeitet und wie glücklich sie gewesen. Und wieder rannen leise ihre Tränen.

Ich drohte mit dem Finger, sie begann zu lachen, freundlich still in sich hinein, nicht hell mehr, wie einst, ein wenig matt und hüstelnd.

Es ging zu Ende. Erich und ich wurden gerufen.

Und nun ist Mutter von uns gegangen. Ohne Krankheit, ohne Schmerz. Wie der Arzt gesagt:

Digitized by Google

verbraucht. Sie saß in der Sonne auf ihrem Lieblingsplatz am Fenster, mit dem Blick auf ferne Berge und den stahlblauen Himmel dort oben, vor ihr immergrüne Bäume, Blumen und die weißen, blendenden Wege. So ist unsere liebe, kleine Mutter ruhig entschlafen. Der Atem setzte aus, kam wieder, sie richtete sich noch einmal auf, tastete nach unseren Händen, aber fand sie nicht, als ob die guten, treuen Augen ihre Lieben nicht mehr sähen. Der letzten Dinge Schleier hatte sich schon niedergesenkt. Während sie noch einen Atemzug tat, hielten wir ihre Hand. Dann fiel sie leise zurück. Ein Zucken lief durch ihren Arm, als wollte sie uns die Hand drücken. Kein Wort mehr sprach sie, nicht: ‚Lebewohl, mein liebes Kind!‘

Erich und ich sahen sie lange an, blickten dann einander in die Augen. Er stand auf. Den Arm an die Wand gestützt, lehnte er die Stirn darauf, und seine Schultern zuckten. Ich aber faltete still die Hände über meiner Mutter Hände:

‚Lieber Gott dort oben, wenn sie zu dir kommt, nimm ihre liebe, kleine alte Hand, geleite sie zum besten Platz in deinem Himmel — unsere Mutter.‘

Digitized by Google

Der Ritter

Digitized by Google

Stand eine Burg droben in den Bergen. Rundum tausendjähriger Tann, soweit das Tagelied der Wächter klang. Die Herrin der Burg war aber schön von Angesicht. Da begab es sich, just während der Ritter, ihr Gemahl, zur Jagd geladen war einen Tagesritt das Tal hinan, daß ein junger Graf Einlaß begehrte. Er war staubig von der Fahrt, und die Herrin ließ ihm ein Bad richten. Dann saß er mit ihr am Tisch. Er hatte blonde Locken und einen roten Mund. Seine Rede floß süß, und er war feurig und stark. Sie hatte ihm aber Botschaft gesandt, zu kommen, denn ihr Herz brannte für ihn.

Da geschah es, daß den Grafen in der Nacht eine jähe Krankheit befiel. Er griff an die Brust, seine Lippen verfärbten sich, und er starb in den Armen der Frau. Es war aber in ihrer Kammer. Nachdem sie die ersten Tränen geweint, ergriff sie ein großer Schreck, denn sie dachte an ihren Gemahl. Sie rief ihre vertraute Schaffnerin, und sie kamen überein, ihn liegen zu lassen bis an den Abend. Dann wollten sie ihn im geheimen fortbringen. Doch er war schwer, und sie trugen ihn nicht allein, denn die Herrin war zart und die

Digitized by Google

Schaffnerin alt. Das Ingesinde aber mochten sie nicht rufen, die liebten die Frau nicht, weil sie strenge Zucht hielt im Haus.

Die Alte schlief nicht fern: bis zu ihr hätten sie den toten Grafen wohl geschleppt. Doch wer sollte das glauben? War sie doch bei siebzig Jahr. Da meinte die Schaffnerin, ihre Herrin zu retten, sie wollten die Leiche aus dem Fenster stürzen, die Felsen hinab.

Die Burgfrau schaute den Geliebten an. Er war schön in seinem blonden Gelock. Sie sah ihn zerschmettert und entstellt, da warf sie sich dem Toten um den Hals und begann zu weinen. Als nun die Alte mahnte, es sei an der Zeit, sprach sie: „Nein, eher will ich alles erdulden!“ Und sie kamen überein, ehe sie sich in die Hand der Diener begäbe, es dem Gemahl zu gestehen. Er würde die Ungetreue töten; doch besser das, als von der Großmut der Knechte leben.

So ward denn ein Bote entsandt, der Ritter möge eiligst heimkehren. Als er geritten kam, lag schon die rote Abendsonne blutig auf den steilen Zinnen der Burg. Er trat in den Saal, schwarz von Haar, schwarz von Bart, schwarz von Augen, und der Boden dröhnte bei seinem Schritt. Als die Herrin sich ihm nahte, wurden seine Züge hell, denn er war seinem Weibe zugetan, heimlich in seinem Herzen. Sie fiel ihm aber zu Füßen und verbarg ihr Haupt. Er richtete sie auf. Da ge-

Digitized by Google

ſtand ſie ihm, was geſchehen, neigte ſich und wartete, daß er ſie töten ſolle.

Er ſchwieg lange Zeit. Befahl:

„Führe mich zu ihm!“

Zitternd geleitete ſie ihn in ihre Kammer. Er ſchloß die Tür. Dreimal. Sah hin. Griff an ſein Schwert, daß ſie nicht anders dachte, als er wolle zum Streiche ausholen. Aber der Ritter ließ die Rechte ſinken. Trat ans Fenſter. Stieß den Balken zurück, daß letztes Licht einfiele. Betrachtete den Toten. Fragte mit tiefer Stimme:

„Liebteſt du ihn?“

Sie zitterte und antwortete nicht.

„Sprich die Wahrheit! Liebteſt du ihn?“

Sie geſtand es und beugte das Haupt. Doch des Ritters Stimme klang nicht hart:

„Die Toten lieben nicht mehr, und wer könnte einen lieben, der nicht iſt? Wenn dein Herz ſich ihm auch neigte — nun er geſtorben iſt — biſt du wieder mein.“

Da erhob die Knieende den Blick, ſah den toten Grafen an, den ſie einzig liebte, und ſprach ohne Furcht:

„Mein Herr und Gemahl, und wenn Ihr mich erſchlüget auf dem Fleck, ich muß die Wahrheit bekennen: ich liebe ihn noch!“

Der Ritter beugte ſich zu ſeinem Weibe:

„Wahrlich, du haſt ihn geſucht mit deinen Sinnen und haſt ſeine Sinne gefunden. Mit ihm

Digitized by Google

aber sind sie tot. Ein Toter ist mein Feind nicht. So höre denn: Stehe auf, ich will dir vergeben, so du sprichst: Er ist tot!"

Doch das Weib warf sich über den, dessen junge Gliederschöne leblos lag auf dem Bett und schrie:

„Mir wird er niemals sterben!"

Schossen des Ritters Augen Blitz. Stieß sein Schwert hart auf. Rief er mit furchtbarer Stimme:

„So lebe denn mit ihm!"

Wandte sich zur Tür. Schloß auf. Trat hinaus. Schloß ab. Dreimal.

Er saß auf dem Gange die ganze, lange, schweigende Nacht, das nackte Schwert auf den Knien in beiden Händen. Als es aber Tag ward, rief er einen Knecht, daß er Speise und Trank brächte. Der Ritter rührte es nicht an. Trug es zur Kammer. Schloß auf. Stellte es hin. Blieb in der Tür auf seine Wehr gestützt:

„Liebst du ihn noch?"

„Ich liebe ihn noch!"

„Aber die Toten lieben nicht mehr!"

Sie stand neben dem Lager:

„Er ist nicht gestorben!"

Die Tür fiel ins Schloß. Unbeweglich saß der Ritter, das nackte Schwert auf den Knien in beiden Händen. Der Tag ging. Er saß die ganze, lange, schweigende Nacht. Am Morgen aber rief er zum andern Male den Knecht. Ließ Speise

Digitized by Google

und Trank bringen. Öffnete die Tür. Die Herrin lag neben dem Toten. Sie blickte ihren Gemahl nicht an. Fragte der Ritter mit harter Stimme:

„Lebt er noch?"

„Er lebt!"

Da schloß der Ritter die Tür. Desgleichen tat er am folgenden Morgen. Finsterer ward sein Antlitz. Strenger seine Züge. Wie er nicht aß noch trank, verfiel sein Gesicht. Schweigen lag über der Burg. Lachen und Kichern der Mägde starb. Die Knechte sprachen nicht laut. Es wußte keiner, was geschehen, nur daß sie die Herrin nicht sahen und der Ritter saß vor ihrer Schwelle, das nackte Schwert auf den Knien in beiden Händen. Auch den jungen Grafen gewahrten sie nicht. Sein Pferd scharrte im Stall.

Als nun der fünfte Tag anbrach, kam ein starker Wind, der trug seltsame Düfte durch die Gänge: etwas von Tod und Verwesung. Der Knecht, der am sechsten Morgen die Speisen brachte, ein alter Mann, seit Kindesbeinen im Dienst, faßte sich ein Herz:

„Herr, mit Verlaub, es möchte wohl ein Aas im Hause liegen, gebt Befehl, daß wir es suchen!"

Der Ritter streckte die Rechte:

„Graukopf, du träumst!"

Doch ein Odem zog durch die Burg, daß keiner mehr essen mochte, denn es waren warme Tage.

Digitized by Google

Sie flüsterten aber untereinander: ‚Was mag er verbergen?‘ und schlichen die Stiege hinan. Da sahen sie den Ritter, unbeweglich das nackte Schwert auf den Knien in beiden Händen. Er hörte sie nicht. Sah sie nicht. Starrte vor sich hin aus weiten Augenhöhlen. Sie entsetzten sich aber und liefen davon, denn sie meinten, der Herr habe den Verstand verloren.

Da machte sich die alte Schaffnerin auf und floh aus der Burg, daß sie des toten Grafen Freundschaft riefe. Sie lief ihre alten Füße wund einen ganzen Tag durch den finsteren Tann. Als sie die Botschaft brachte, fiel sie zu Boden und gab ihren Geist auf.

In der Nacht darauf vernahm man Rufen und Schreien, Pochen und Hämmern. Die Knechte und Mägde raunten: ‚Es ist der Graf, den er gefangen hält!‘ Wagte sich aber keiner hinauf, denn sie wollten nicht sterben durch des Herren gewaltige Hand.

Es pochte aber des Ritters Weib und schrie:

„Mach' auf! Mach' auf! Luft! Luft!“

Der Eiserne ging, zu öffnen. Schauer der Verwesung wehten ihn an:

„Lebt er noch?“

Aus dem finsteren Raum klang keine Antwort.

„Lebt er noch?“

„Er lebt!“

Dröhnend fiel die Tür ins Schloß. Da be-

Digitized by Google

gann ein Trommeln und Rasen und Heulen. Der Ritter schloß auf. Ein Odem schlug ihm entgegen, als speie ihn der Rachen der Hölle aus. Fragte der Eiserne gestützt auf sein nacktes Schwert:

„Weib, sage mir, ob er lebt!“

Wimmern klang und stilles Weinen. Der Ritter schien größer denn zuvor, so grade hing sein Gewand herab über dem Panzerhemd und deckte kein Fleisch. Das Weib aber drinnen schlug sich die Brüste, raufte sich das Haar und warf sich nieder zu seinen Füßen:

„Mein Herr und Gemahl, habet Erbarmen mit mir!“

Da neigte sich der Ritter, als wolle er in der Finsternis ihr Antlitz erforschen:

„Was habe ich zu dir gesagt am ersten Tage: da er lebte, warest du mir verloren, nun er tot ist, bist du wieder mein. Weib, sage mir, ob er lebt!“

Sie aber berührte mit der Stirn den Boden:

„Töte mich, Herr, er lebt!“

Der Ritter stöhnte wie im Weh. Trat zurück. Ließ sie. Schloß die Tür. Als es aber wieder Nacht war drinnen, hub ein Kreischen an und Gebrüll. Es schlug an das Holz. Es kratzte an den Wänden. Es wimmerte. Es weinte. Der Ruch zog durch die Ritzen. Drang durch das Holz, Wehte durch die Gänge. Strich die Stiegen hinab. Bahnte sich den Weg zum tiefsten Keller

Digitized by Google

und zum höchsten Boden im Dach. Hing um die Burg in Schwaden. Kroch hin an der Erde. Zu den Himmeln stank er empor.

Krähen kreischten um die Mauern. Adler zogen Kreise. Sie witterten ihr Mahl.

In der Kammer ward es still. Kein Rufen mehr. Kein Flehen. Die Nacht wich. Kein Tagelied der Wächter klang.

Der Ritter fuhr empor. Steckte den Schlüssel ins Schloß. Die Tür sprang auf. Fahler Morgenschein fiel auf das Bett, darauf etwas Entsetzliches, Verwesendes lag, das einst der junge Graf gewesen. Durch die Fensterhöhlen sah man dunkle Schatten gieriger Vögel die Luft durchschießen.

In einer Ecke hockte eine Gestalt dicht an der Wand, in den äußersten Winkel geflohen vor dem Grausen der Kammer. Am Boden lag zu Stein getrocknetes Brot, stand der Krug mit Wasser, unberührt.

Der Ritter hub die Hand zum Toten:

„Siehe, das ist der, den du liebtest. Hier stehe ich. Ich atme. Weib, sage mir, ob er lebt!"

Da klang es aus der Ecke stammelnd und dumpf:

„Er . . . ist . . . tot!"

Der Ritter stieß sein Schwert jubelnd in die Scheide. Rief, daß es dröhnte wie Donner in der stillen Burg:

„Herbei! Herbei!"

Digitized by Google

Da kam just der Alte:

„Herr, des Grafen Leute sind vor dem Tor und begehren nach ihm!“

Die Knechte der Burg aber stürzten hinzu. Hinter ihnen die Mägde. Sie machten große Augen, und an der Kammer hielten sie den Atem an, denn sie konnten es schier nicht ertragen. Der Ritter reckte die Hand:

„Sehet, da ist er. Er ist tot. Hüllet ihn in kostbare Decken. Bringt ihn denen vor dem Tor. Ihr Mägde, geleitet eure Herrin hinab. Schmücken sollt ihr sie wie am Hochzeitstage, denn siehe, sie ist mir wiedergegeben. Wer sie aber nicht achtet wie zuvor, dem lege ich das Haupt vor die Füße!“

Und der Eiserne schritt die Stufen hinab, daß es dröhnte. Ging zum Tor. Die Brücke sank. Er trat darauf. Stand in der Mitte. Des Grafen Leute aber erkannten ihn nicht und fragten:

„Wer ist jener Greis?“

Denn Bart und Haupthaar war ihm wie des Winters Schnee.

Die Knechte legten Tücher vor das Gesicht, wie sie den Grafen trugen, und als sie ihn brachten, in Linnen gehüllt und Damast, rief der Ritter und entblößte sein Haupt:

„Hier ist euer Herr. Er ist gestorben. Ich selbst hielt die Totenwacht, daß ich gewiß sei, er lebe nicht mehr.“

Dann stieg der Ritter empor in den Saal.

Digitized by Google

Sein Gemahl ſaß im Stuhl, angetan mit weißem Gewande. Er warf das Schwert klirrend fort. Trat zu ihr. Öffnete beide Arme. Zähren rannen ihm in den ſchneeigen Bart:

„Siehe, Geliebte, nun biſt du wieder mein, und einen anderen hat es nie gegeben!“

Das Weib aber hatte nichts mehr von all ſeiner Schöne. Große Augen ſtarrten den Ritter an. Der Mund hatte keine Lippen, nur Zähne. Von ihnen kam es:

„Er . . . lebt!“

Rief der Ritter:

„Er iſt tot!“

Sie aber:

„Nicht tot in meinem Herzen!“

Da griff der Eiſerne nach ſeinem Schwert. Schlug dem Weibe den Kopf ab. Mit einem Streich. Wiſchte die Klinge am Mantel. Wandte ſich. Ging. Schwang ſich aufs Pferd. Ritt aus der Burg. Kam nie zurück.

Digitized by Google

Der Hut

Digitized by Google

Es war die Stunde des stärksten Boulevardverkehrs: unablässig rollten die Gefährte straßauf, straßab, in langer Folge die Wagen, gewaltig die Omnibusse mit ihren drei Pferden nebeneinander gespannt, ab und zu eine Equipage, dazwischen, den Strom der Gefährte überholend, mit klagendem Schrei niedrige schnelle Automobile, schwere Lastwagen mit Fässern, Kisten und Kasten, hier und da ein Handwägelchen, darauf ein Beet violetter, duftender Veilchen, von gelben Mimosen wie eine Raseneinfassung umgeben. Auf den Bürgersteigen drängte sich die Menge: langsame Bummler, bedächtige Alte, eilige Geschäftsleute, Beamte, die aus den Bureaus kamen, Damen, die Läden zu besehen und selbst gesehen zu werden. Die Tage wurden schon länger, noch immer lag die Sonne auf dem wirbelnden Straßenbilde, hob die bunten Farben der Reklameschilder an den Häusern, spiegelte in den Scheiben, blitzte in den Metallbeschlägen und schien sogar hineinzuleuchten in das dunkle Innere der Cafés, vor denen bis weit auf das Pflaster hinaus an kleinen Marmortischen die Menschen saßen, vertieft in die Zeitung, oder in das Treiben starrend, mit einem Blick jeder Dame unter den Hut, endlich

Digitized by Google

zu zweit im Gespräch, beim Geschäft, beim Klatsch, bei der Politik.

Dann hoben sich die Stimmen, die Gebärden holten weiter aus, aber der Straßenlärm übertönte jeden Laut: es rasselte und rasaunte, stöhnte, schrie und klapperte, scharrte, rauschte und glitt. Singend klangen die Rufe der Verkäufer; halbwüchsige Burschen, einen Stoß Bedrucktes im Arm, liefen auf und ab und schrien die Zeitungen aus. Man blieb stehen, kaufte, eilte weiter, ein Hasten, ein Drängen, ein unentwirrbares Geschiebe, das sich doch löste wie von selbst, ohne daß der Schutzmann einzugreifen brauchte, der mitten in dem Wagengewirr auf seiner Rettungsinsel vor der Laterne stand.

Nur ab und zu hob er seinen weißen Stab, dann hielt die lange Wagen- und Autoreihe hinter ihm, durch Heben der Peitschen und Hände pflanzten die Lenker das Zeichen fort. Nun eilten die Menschen, ruhig, als gäbe es keine Gefahr, oder hastig nervös, sich ängstlich umblickend, in der Furcht, im nächsten Augenblick dennoch unter den Rädern eines gewaltigen Omnibus, eines wuchtigen Motors zu enden, über die Straße. War dann ein Schub hinüber, so streckte der Polizeigewaltige seinen Zauberstab aus, und als hätte er eine Verwandlung befohlen, brausten wieder, wo noch eben die Wogen des Stromes erstarrt gestanden, daß man sicher hinüber konnte, die

Digitized by Google

Fluten des riesigen Verkehres in das Straßenbett. Lückenlos fuhr Wagen an Wagen, Motor an Motor, wer sich hindurchgewagt, wäre zermalmt worden vom Treiben der Riesenstadt, die täglich Opfer forderte an Leib wie Seele.

Und dennoch: einer schien all der Gefahr zu trotzen: ein Hut, ein funkelnagelneuer, schwarzer Zylinderhut, von guter Form, von feinem Filz, mit seideneingefaßter Krempe. Ein Hut vornehmster Abkunft. Wie er so auf der Seite lag und man das weiße Seidenfutter leuchten sah: erriet man den Namenszug der Londoner Firma, erriet die goldenen Buchstaben der eingeklebten Chiffre des Besitzers, erriet sogar darüber eine Krone.

Der Hut lag mitten auf dem Fahrdamm, mitten im drängendsten Verkehr, auf das Pflaster der Großstadt geschleudert wie so mancher arme Mensch. Und er konnte sich nicht wehren, das edle Herkommen, sein eleganter Träger, nichts rettete ihn — er kam im nächsten Augenblick unter die Räder.

Wie war er in die Tiefe geraten, in Staub und Schmutz der Straße? Hatte ihn ein Wind vom Kopfe geweht? Ob sein Besitzer sich aus dem Wagen gebeugt, einer Dame nachzublicken, und ihn verloren, berauscht vom Zauber dieser Stadt?

Niemand wußte, woher er kam. Er lag da. Wie vom Himmel gefallen. Es kümmerte sich keiner um ihn. Kein Besitzer machte sein Recht geltend. Er war wie ein ausgesetztes Kind, ein

Digitized by Google

Findling, vor die Schwelle der frommen Schwestern gelegt. Es hat geklingelt. Es wird geöffnet. Niemand ist da — nur — der Hut.

Doch schon hatten ihn Leute gesehen. Ein paar Vorübergehende verlangsamten den Schritt und blickten auf den einsamen Hut mit einem Lächeln, als wollten sie sagen: was wird wohl aus ihm? Man schien auf den Besitzer zu warten, daß er sein Eigentum an sich nähme.

Da trat plötzlich ein Mann auf den Fahrdamm, wagte sich durch die Wagen und hob den Hut auf. Ein paar Dutzend Augen folgten dem Retter, der mit dem Hut auf den Bürgersteig zurückkehrte. Er betrachtete ihn, wandte ihn um und um, während neben ihm eine Stimme sagte:

„Er ist schön!"

Der Mann sah den anderen an:

„Ganz neu!"

Dann zögerte er, wußte nicht, was anfangen, und setzte plötzlich den Hut neben sich zu Boden, worauf er sich eiligst entfernte. Einen Augenblick blieb der Hut stehen, bis ihn ein Kerl aufgriff mit weiten Samthosen, von einem roten Gurt gehalten. Der ging ein Stück mit dem Hute davon. Er schien nicht übel Lust zu haben, ihn mitzunehmen, zog seine fettige Schirmmütze ab und probierte den Zylinder. Er paßte. Doch jemand rief aus der Menge:

„Das glaub' ich! Das glaub' ich!"

Und der Mann nahm sofort den Hut ab.

Digitized by Google

Stehlen? Nein! Doch es ärgerte ihn, und er warf den Hut verächtlich von sich. Er rollte einem langsam fahrenden Wagen gerade entgegen. Schon war eine Reihe Neugieriger stehen geblieben. Sie schrieen dem Kutscher zu, und der machte noch eben einen Bogen. Andere Wagen folgten, keiner verletzte den Hut, der zwischen zwei Fahrtrinnen lag. Jetzt schwoll die Menge an und füllte bald den ganzen Bürgersteig. Doch nur die Vordersten wußten, worum es sich handelte; die dahinter fragten:

„Was ist denn los?"

Jemand sagte aufs Geratewohl:

„Es ist einer überfahren worden!"

Das verbreitete sich. Neugierde wuchs und Grauen. In den Cafés standen die Leute auf. Einzelne kletterten auf die Stühle. Aus den Läden traten Verkäuferinnen. An den Fenstern erschienen Gesichter. Alles starrte auf die Stelle, wo der Hut lag, noch immer unversehrt, in seinem tadellosen Seidenglanz. Man wartete auf den Augenblick, wo er überfahren werden würde, mit jener geheimen Freude an der Vernichtung, wie sie im Kinde wie im Erwachsenen, wie sie in den meisten Menschen wohnt. Es schien ein Rätsel, daß dem Hute nichts geschah. Seine Untadligkeit begann die Leute zu ärgern. Er sollte, er mußte in den Staub. Man konnte seinen Untergang kaum mehr erwarten.

Da sprang ein Bengel hinzu, die vorzeitige Zigarette im Maul. Er gab mit dem Fuße dem

Digitized by Google

Hut einen Stoß. Der schurrte ein Stück hin, und — die Spannung stieg aufs äußerste — im nächsten Augenblick kam eine Equipage und erfaßte ihn. Schadenfreude lag auf allen Gesichtern. Endlich! Nun war er hin!

Aber die Räder gingen nur über die eine Krempe.

Man war enttäuscht. Doch sofort lenkte ein Fiaker seinen Gaul mitten darauf zu. Er wollte sich den Dank der Menge verdienen, der Hunderte, die sich gesammelt, das große Schauspiel zu erleben, wie ein Schönes, Reines, Untadeliges in den Schmutz gezogen ward, unter die Räder kam und starb. Der Gaul trat mitten darauf, als wollte das Tier mit einemmal ein Ende machen. Der Zylinder kam hinter dem Wagen heraus wie ein halbgeöffneter Klapphut. Großer Jubel. Man reckte die Hälse. Man fragte:

„Ist er hin?"

„Noch nicht ganz!"

„Ach!"

Nun begann eine wilde Jagd. Allerlei Gesindel, Wolltücher um den Hals, halbwüchsige Burschen, ein schlampiges, dickes Weib im bloßen schwarzflatternden Haar, stürzten sich nacheinander auf den Hut, unbekümmert um das drohende Autogewirr. Jeder wollte ihm einen Fußtritt geben. Er sauste hin und her, und als er wie Hilfe suchend an den Rand des Bürgersteiges geflogen, dort

Digitized by Google

einen Augenblick lag, gleich einem Ertrinkenden, der sich am rettenden Uferbalken hält, stieß ihn unter dem Lachen der Menge ein modisch gekleideter Herr, der genau die gleiche Hutform trug, mit dem Stock unter einen Wagen. Der Hut tauchte noch einmal auf, sehr schmutzig schon, ganz platt, grau, verstaubt. Zweimal traten noch Pferde darauf, vier Autos gingen darüber: sie konnten ihm nichts anhaben, es war nichts mehr zu verderben.

Der ganze Boulevard schien in Aufregung, Lachen, Rufen, Schreien klang von allen Seiten. Immer größer ward die gaffende Menge, immer lebhafter der Anteil, den man an dem Zerstörungswerke nahm.

Nur ein einziger blieb regungslos: der Schutzmann mit seinem weißen Stabe auf der Rettungsinsel an der Laterne. Ohne eine Miene zu verziehen sah er dem Treiben zu.

Da sauste plötzlich in hohem Bogen, die Sonne verdunkelnd, daß ein Schatten über das helle Bild zog, eine Scheibe durch die Luft: der Hut fiel gerade vor dem Polizeigewaltigen wie eine Huldigung nieder. Er streckte verächtlich den Fuß aus und stieß den Lumpen fort unter dem lachenden Bravo der Gaffer. Auch die Staatsgewalt hatte gesprochen. Ein achtzigpferdiger Mercedes kam eben gerollt. Der Hut verschwand unter den breiten, mit vielfacher Zentnerkraft ihn zermalmenden Gummireifen. War er zu platt, zu grau,

Digitized by Google

daß man ihn nicht mehr sah? War er hängen geblieben? — Er war fortgespült, unter die Räder gekommen, untergegangen, zerdrückt im Staub und Schmutz der Riesenstadt.

Und war doch einst ohne Tadel gewesen, in seidenem Glanz, aus bestem Hause, mit goldener Chiffre, am Ende gar darüber — eine Krone!

Die Menschenmenge lief auseinander, wie sie gekommen. Eine halbe Minute darauf wußte keiner mehr, was geschehen, warum man stehen geblieben. Die Autos hasteten hin in unabsehbaren Reihen, die Leute drängten und schoben sich, die Ausrufer schrieen. Es war ein Brausen und Rasseln und Rattern und Rufen. Die Abendsonne lag flimmernd auf dem breiten Boulevard, alles, Häuser, Wagen, Menschen wie mit feinem Goldstaube bestreuend.

Ich aber blieb mitten in dem bunten Treiben jählings stehen. Ich dachte an den Hut. Mir war es plötzlich — seltsamer Gedanke — als müßte ich barhaupt gehen, als wäre es mein Eigentum gewesen, als sei Schmutz und Staub, Verfolgtsein und Unter-die-Räder-gestoßen-werden mir, mir selbst geschehen. Da faßte ich mir an den Kopf, und erst als ich die Krempe meines Zylinders fühlte, ward ich ruhig, aber während ich weiterschritt, bin ich noch lange, lang, als bliese Sturm, die Hand am Hut gegangen.

Digitized by Google

Der Jongleur

Digitized by Google

Der Herbstabend war zauberisch und noch so warm, daß die beiden Herren den Überzieher offen trugen und man darunter die weiße Hemdenbrust des Fracks leuchten sah. Sie kamen von einem Diner, wo sie sich erst kennen gelernt.

Der Jüngere, mit goldeingefaßter Brille, die ihm etwas über seine Jahre Gesetztes verlieh, hörte dem Älteren zu. Schon bei Tisch hatte jener die ganze Gesellschaft mit seinen unerschöpflichen Geschichten unterhalten, und noch immer ging, vielleicht gestachelt durch einige Gläser Champagner, seine Rede plätschernd weiter. Wenn er den spitz gehaltenen grauen Vollbart nach vorn strich, blitzten seine Augen, und immer wieder fiel ihm etwas Neues ein aus dem Schatze eines reichen Lebens, in das er mit scharfen, aber nicht ungütigen Augen geblickt.

Sie gingen die Promenade hinab unter einer Doppelreihe von Kastanienbäumen, die ihr Laub schon abgeworfen hatten. Der Mond schien durch die Äste und warf ein Gitterwerk von Schatten über den Weg. Kein Mensch war mehr zu sehen.

Da kam ihnen von weitem eine Frau entgegen, ein wenig gebeugt, einen Schal über den Schultern. Und sie sahen nun ein verhutzeltes altes

Digitized by Google

Gesicht, das aus bescheidener, ja fast dürftiger Kleidung herausschaute, mit ein paar noch immer schönen dunklen Augen.

Plötzlich blickte der Ältere hin, zog den Hut, und die alte Frau zeigte beim Gegengruß etwas von einer Dame. Als sie vorüber war, meinte der Jüngere:

„Exzellenz, darf ich fragen, wer das ist?"

„Bitte! Ach Gott, von der könnte ich Ihnen auch Geschichten erzählen."

„So?"

„Nun, nichts Schlimmes weiter, eher Trauriges! War die mal schön!"

Der Bebrillte machte ein ungläubiges Gesicht, so daß der mit Exzellenz Angeredete stehen blieb:

„Wahrhaftig! Und zwar wie schön!"

Der andere schüttelte den Kopf:

„Das sollte man doch kaum glauben!"

„Na ja, 's ist 'ne Ecke schon her! Was es doch für Schicksale gibt und für verdrehte Menschen! Als Mädchen hatte sie wohl nichts gehabt, ich kann's aber nicht mit Bestimmtheit sagen. Sie heiratete dann einen reichen Industriellen, einen recht mäßigen Zeitgenossen, der nur einmal in seinem Leben Geschmack entwickelt hat, nämlich daß er starb. Nun war die hübsche junge Frau Witwe und im Besitz eines sehr erheblichen Vermögens. Ich erinnere mich, daß damals eine Menge hinter ihr her waren.

Digitized by Google

Nachdem sie das Trauerjahr verlebt, sehr zurückgezogen, sehr passend, kam allmählich doch die Lebensfreude wieder über sie. Du lieber Himmel, sie war jung, schön und hatte Geld. Übrigens ließ sich ihr nicht das Geringste vorwerfen. Sie hielt auch sehr auf ihren Ruf, nur liebte sie es, in lustiger Gesellschaft, ganz unschuldig, einmal ab und zu einige Stunden zu verbringen. Kann man ihr das verdenken? Trübsal blasen, wo die Liebe doch nicht gar so arg gewesen war, wahrscheinlich allein der Wunsch, versorgt zu sein? Na, und so tauchte sie bald aus ihrer Zurückgezogenheit mehr und mehr ans Tageslicht. Befreundeten Ehepaaren folgte sie gern ins Theater, und ging dann mit ihnen soupieren. Nie mit Herren allein, es waren immer Damen dabei. Die Frau von diesem oder jenem.

Die Freude daran, abends auswärts zu essen, und zwar, wie es ihren Verhältnissen und auch denen der Bekannten ihres Mannes ja entsprach, in den allerersten Lokalen, hatte ihr ‚Seliger' ihr eigentlich erst beigebracht. Sie setzte sozusagen nur die Tradition fort. Er war ein beleibter, materieller Kerl gewesen. Auch sie neigte nun ein wenig zum Wohlleben und zur Rundung, die ihr übrigens gut stand.

Ab und zu gab sie ihren Bekannten ein Souper, dessen Menu sie voll besonderer Sachkenntnis mit dem Oberkellner entworfen.

Digitized by Google

Da sie mehr Geld besaß als sie je unterbringen konnte, durften die Bekannten es gern von ihr annehmen. Diese kleinen Soupers pflegten meistens in einem bestimmten Restaurant stattzufinden. Dort servierte ein junger Kellner, ein Mensch, bildhübsch, das Gesicht ein wenig weich, aber mit wundervoll geschwungener Nase, darunter jener bläuliche Bartschimmer Glattrasierter, der vielen Frauen gefällt, und mit prachtvollem schwarzen Lockenkopf. Besonderer Ausdruck leuchtete freilich nicht aus seinen Augen. Es schien, als habe der Körper sich auf Kosten des Gehirns entwickelt.

Dieser Mensch nun war, man muß es zugestehen, in seinem Beruf äußerst geschickt. Wenn er hereinkam, Teller, Gläser, Platten balancierend, so geschah das immer mit einer gewissen Gefälligkeit. Über die Köpfe hinweg schwang er voll natürlichen Anstandes die Schüsseln. Oft beschrieb er mit einem großen Brett auf der flachen Hand Bogen und Schleifen, ohne daß auch nur eine Speise sich auf dem Teller verschoben hätte oder ein Tropfen übergelaufen wäre. Dann ließ er mit einem kühnen Schwung was er trug aus der Luft niedergleiten und stellte es hin, ohne daß es klapperte oder klirrte. Auch beim Servieren entwickelte der schöne Kerl eine großartige Geschicklichkeit, die Teller im Bogen hart an Kopf und Schultern des Danebensitzenden vorbei darzureichen.

Digitized by Google

Die junge Witwe sah ihm zu mit immer steigendem Staunen, immer wachsender Bewunderung für die akrobatischen Fähigkeiten des Adonis. In der angeregtesten Unterhaltung schwieg sie, sobald er eintrat mit der hocherhobenen Platte, die wie ein großer silbriger Vogel durch die Luft schoß. Wenn man ihr etwas erzählte, so hörte sie nur scheinbar zu, indem offenen Mundes ihre schönen schwarzen Augen immer nur den Vogelflugbewegungen der Teller dieses Bratenakrobaten folgten. Sie sagte dann wohl ‚ja', ‚ach', nickte und blickte einen verständnisinnig an, hatte aber gar keine Ahnung, was man gesprochen.

Das ging so eine Weile, und wir alle, denn ich gehörte auch zu jenem Kreise, begannen die brennende Anteilnahme an den brotlosen Künsten dieses schwarzbefrackten Gesellen zu bemerken. Wir lachten wohl darüber, doch die junge Witwe war so nett und so unbefangen, daß niemand sie durch eine unzarte Bemerkung hätte kränken mögen.

Wie kein Mensch, der für etwas glüht, Maß zu halten versteht und den Gegenstand seines Interesses bald täglich sehen will, derartig blind werdend, daß er glaubt, es falle nicht auf, so fand sie immer eine neue Veranlassung, in dem Restaurant zu speisen. Ihre Einladungen an den Kreis der Bekannten nahmen zu, und immer offenkundiger starrte sie den Jongleur in Frack und weißer Binde an.

Digitized by Google

Wir sagten noch immer nichts darüber, denn die Frau blieb ganz Dame, und wir hatten sie außerdem alle sehr gern.

Nun geschah es aber, daß der Plattenschwinger allmählich doch etwas davon bemerkte. Wohl ist er nicht auf den Gedanken gekommen eines regeren Interesses an seiner Person, aber er fühlte, daß er bestaunt werde, und eingebildet auf seine Künste, übte er sie nun nicht mehr unbewußt, nur um die Schüsseln mit Braten, Saucen, süßen Speisen zwischen den Tischen hindurch über die Köpfe hinweg ungefährdet an ihren Bestimmungsort zu bringen, sondern man fühlte bald, wie er stolz auf seine gastronomisch-akrobatischen Leistungen war. Ich möchte ihn mit einem Komiker vergleichen, der durch irgendeinen Unsinn zufällig die Heiterkeit der Zuschauer erregt hat und nun, der Wirkung gewiß, immer die gleiche Fratze von neuem anbringt.

Der Mensch begnügte sich bald nicht mehr, die Platten mit geschicktem Schwung zwischen den Gästen hindurchzusteuern, sondern er begann allmählich geradezu eine Vorstellung zu geben. Er nahm seinen Kollegen Speisen ab, die er gar nicht zu befördern hatte, nur um sich damit zu brüsten, wie er balancieren konnte. Er überlud die Platten, baute Türme, Verteidigungswerke, ganze Festungen aus Gläsern und Tellern, zu zeigen, mit welcher Geschicklichkeit sie Fliegern

Digitized by Google

gleich die Luft durchkreuzten. Wenn er den Gang von der Küche zwischen den Tischen hinschritt, ließ er die Schüsseln über die Köpfe mit einem Anlauf hinwegsausen, bemüht, möglichst knapp am Lockenaufbau der Damen hinzustreichen. Dann sank er zwischen zwei Tischen in die Tiefe des Abgrundes hinab, um im nächsten Augenblick mit kühnem Schwung wieder einen der Gäste zu übersetzen. Es wurde das reine Theater. Er erschien jetzt sogar mit Platten in beiden Händen, steuerte rechts und links, nach oben, nach unten. Dabei zeigte er eine große Muskelstärke und Handkraft, indem er Stöße von Tellern auflud, die ein anderer vielleicht gar nicht einmal hätte heben können.

Wir sahen ihm schmunzelnd zu, der gar nicht einmal die junge Witwe, sondern uns alle stolz anblickte. Dann beobachteten wir wieder die junge Frau: starr vor Bewunderung bestaunte sie diesen Gipfelpunkt männlicher Wirtsgewerbe-Leistungsfähigkeit.

Ein wenig störend wurde es bald, denn wenn der Mensch in der Nähe war, gab sie keine Antwort mehr, und hätte sie nicht sonst etwas Zurückhaltendes gehabt, so wäre dieses Begucken peinlich geworden. Allmählich wurde es auch wirklich zu stark, denn bald war sie täglich im Restaurant, und ein paar Damen fingen an, Anstoß daran zu nehmen.

Da geschah etwas, das, wie wir meinten, ihre

Digitized by Google

Rettung aus den geheimnisvollen Banden dieſes Equilibriſten bedeutete. Der Kellner hatte denn doch eines Tages ſeine Leiſtungsfähigkeit überſchätzt und eine ſo unerhörte Menge von Dingen auf ſein Brett geladen, mit dem er die kühnen Flüge ausführte, daß es ein Unglück gab. Als er den Gang herunterkam und wieder wie um Türme und Felsecken mit ſeiner Schüſſel balancierend ſtieg, fiel und Bogen beſchrieb, rutſchte ihm die Platte plötzlich aus der Hand.

Es gab einen Krach, ein Klirren, ein Gepolter, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Es war, als ob Teller und Gläſer Beine bekommen hätten, daß ſie noch voll beſonderer Bosheit, nachdem ſie bereits den Boden erreicht, aus Freude an dem Skandal Entdeckungsfahrten durch das ganze Lokal unternahmen. Sie rollten in alle Ecken und Winkel, bis ſie anſtießen und klirrend zerſchellten. Ein ſolches Getöſe lief durch das ganze feine Reſtaurant, in dem doch dicke Teppiche lagen und die Kellner immer flüſterten, als wären ſie heiſer, um nur ja die heilige Stille nicht zu unterbrechen, daß Gäſte erſchrocken aufſprangen, als dächten ſie, die Welt ginge unter, Damen ſich die Ohren zuhielten, alle Kellner zur Hilfe geſtürzt kamen, am Büfett, wo der Speiſenaufzug zur Küche ging, eine Klappe ſich öffnete, der Küchenchef den Kopf hereinſteckte, der Oberkellner außer ſich geriet, und ſogar der Wirt erſchien, der

Digitized by Google

ſonſt bloß jeden Abend einmal ſeine Gäſte begrüßte. Er verlor völlig die Haltung. Der Ruf ſeines Lokales ſchien geſchädigt. Er hauchte den Kellner an, den ſchönen Kellner, den großen Jongleur im ſchwarzen Frack, und ſprach etwas von ‚Hinausſchmeißen'.

Wir waren wohl die einzigen, die kein erſchrockenes Geſicht machten. Wir lachten ſogar und freuten uns diebiſch, denn wir dachten, nun iſt ihm die Strahlenkrone des Champion-Kellner-equilibriſten auf ewig mit ſeinen Tellern und Schüſſeln vom Kopfe gefallen, denn nichts tötet bei einer Frau ſo ſicher wie die Lächerlichkeit.

Und da ſtand er gar noch, der Held des Abenteuers, der ſchöngelockte, glattraſierte mit dem ſchwarzen Augenaufſchlag, der herumſchwänzelnde Gleitflieger, und — weinte. Wirklich, er heulte, er flennte wie ein altes Waſchweib, daß die Tränen ihm nur ſo herunterkullerten. War es Wut, war es Scham, war es Angſt, die gute Stelle zu verlieren? Nein, das Rätſel löſte ſich anders: der Wirt hatte ihn zum Schadenerſatz heranziehen wollen, und das konnte der ſchöne Mann nicht verwinden.

Na, nun war das Intereſſe für ihn gewiß vorbei! Schon wollten wir fröhlich mit der jungen Witwe anſtoßen, als wir den Ausdruck gewahrten, mit dem ſie den Unglücklichen anſtarrte. In dieſen glänzenden, ſchwarzen Weibesaugen lag keine

Digitized by Google

Heilung, keine Abwendung, nein, tiefes, tiefes Mitleid. Tränen von einem Manne geweint? Na, und wenn eine Frau das Mitleid packt — dann ist es aus!

Es war aus. Etwas Unerhörtes geschah. Eine unglaubliche Dummheit machte sie.

In der nächsten Zeit bekamen wir sie nicht mehr zu Gesicht. Sie gab kein Souper, statt dessen erhielt eines Morgens jeder von uns ihre Verlobungsanzeige mit einem Herrn, dessen Beruf nicht genannt war, der keinen Titel besaß, dessen Namen wir nie gehört hatten. Es war der Tellerjongleur.

Ein paar der Freundinnen, mehrere der Herren versuchten der jungen Witwe den Gedanken auszureden, indem sie ihr die Ungleichheit der Verhältnisse darstellten. Sie müsse notwendig unglücklich werden. Aber beseligt schlug sie ihre süßen, mitleidigen Augen auf: nein, sie mußte glücklich machen, sie mußte versöhnen, sie mußte — die Teller bezahlen.

Wir versicherten sie, bei Schadenersatz und einem tüchtigen Trinkgeld würde der Mann gewiß zufrieden sein. Aber mit echter Frauenlogik meinte sie, für die Tränen, die der Mensch geweint, gäbe es nur ein Pflaster — sie. Sie mußte selbst seinen Kummer lindern.

Bald sahen wir ein, da war nichts zu tun. Die Hochzeit fand statt im allerkleinsten Kreise,

Digitized by Google

soviel ich weiß. Wer sollte auch dazu kommen? Die junge Frau ging mit ihrem Mann auf Reisen. Vielleicht meinte sie, ihre Bekannten würden sich beruhigt haben, wenn sie zurückkehrte. Doch als sie nun wiederkam, hatten sich die Bande ihres Freundeskreises derart gelockert, daß sie allmählich völlig ihren Verkehr verlor. Vielleicht hätten manche ihr zuliebe den Mann empfangen, wenn er bescheiden und wohlerzogen gewesen wäre. Aber er erwies sich wirklich als ein Mensch von untergeordnetster oder vielmehr gar keiner Bildung, dessen einzige Kunst offenbar im Balancieren bestand. Ja, der Wirt des Lokales stellte ihm nicht einmal ein gutes Zeugnis aus, wie wir später hörten, und auch seine Kollegen, sehr anständige, meist verheiratete Leute, wollten nicht viel von ihm wissen.

So verfiel die junge Frau völliger Vereinsamung, da sie sich für ihren Mann, den sie vergeblich den Bekannten hatte vorsetzen wollen, gekränkt fühlte.

Der Mensch rührte nun, da er nichts zu balancieren hatte, überhaupt keinen Finger mehr. In der beschäftigungslosen Faulheit wurde der Kerl bald anmaßend, wie man hörte. Auch die junge Frau wird am Unglück, das nun kam, nicht ganz ohne Schuld gewesen sein. Sie begann den Mangel an Verkehr zu fühlen und litt darunter. Ihr Mann bot ihr keinen Ersatz, denn außer dem

Digitized by Google

hübschen Gesicht, das durch Bewegungslosigkeit und zu viel Essen und Trinken bald schwammig geworden war, hatte er nichts zu vergeben. Ein geistig minderwertiger Mensch, der das einzige, das er besaß, die Fähigkeit, Platten zu balancieren, nicht mehr verwenden konnte. Als er nun gar anfing, sich den Bart stehen zu lassen, war es auch mit seiner Schönheit zu Ende. Er sah plötzlich gemein aus. Dabei spielte er den großen Herrn, warf mit dem Gelde der unglücklichen Frau um sich, und sie, nur um ihn zu halten, begleitete ihn.

In dem Restaurant, wo er einst balanciert und jenen fürchterlichen Absturz mit Tellern und Gläsern erlebt, erschien er nun mit seiner Frau, ließ sich von den einstigen Kollegen bedienen, machte große Zechen und betrank sich bald jeden Abend. Die Arme saß bei ihm. Sie wurde dick, verlor mehr und mehr von ihrem Liebreiz, und verbittert, grüßte sie ihre Bekannten nicht, weil diese ihren Mann nicht sehen wollten. Hätte nun das arme Weib Ersatz gefunden am Geist, oder hier muß man wohl sagen am Fleische dieses Einzigen, vielleicht würde er sie mit jenem eleganten Schwung, der ihm einst beim Speisentragen eigen gewesen, hinweggeführt haben über alle verlorenen Bekanntschaften und alle Enttäuschungen. Doch, wie man hörte, kümmerte er sich bald nicht mehr um sie. Er begann zu spielen, und sie gab ihm in ihrer

Digitized by Google

Narrheit Geld und immer wieder Geld, nur um ihn zu halten. Dann gingen gar Gerüchte, er käme nicht mehr nach Hause. Er war anderwärts, aber nicht bei dem armen Weibe. Er entglitt ihr völlig, und ihr Vermögen mit ihm.

Nun, da ist er Gott sei Dank — die einzige nennenswerte Tat seines Lebens — mit einem kühnen Schwung ins Jenseits balanciert. Vielleicht hat er sich totgetrunken. Man wußte es nicht, und ich weiß es auch heute nicht.

Sie aber war eine jäh gealterte, unförmliche, häßliche Frau geworden. Nur ihre hübschen Augen waren ihr geblieben und eben noch Geld genug, um kümmerlich leben zu können.

Ihre Bekannten haben versucht, sie zu unterstützen. Sie lehnte alles ab. Sie war auch keinem Verkehr mehr zugänglich. Sie lebt offenbar trotz allem Leide, daß er ihr gebracht, der Erinnerung an jenen Meister des Präsentierbrettes, der sich eines Tages, kein Mensch ahnte warum, in ihr kleines Witwenherz hineingegaukelt. Ja, so sind die Frauen. Unberechenbar! Unfaßlich!

Und sehen Sie, diese alte Dame, die wir eben trafen, ich sagte es Ihnen schon, das ist sie."

Die Exzellenz, die eine Weile herzlich über die Balancierkünste gelacht, war bei den letzten Worten ernst geworden.

Der Mond hatte sich hinter Wolken versteckt, die Gitterschatten auf dem Wege waren gleich-

Digitized by Google

mäßiger Dunkelheit gewichen. Der jüngere Herr, den die pſychologiſchen Momente dieſes Lebens gebannt zu haben ſchienen, rückte an ſeiner Brille:

„Sagen Sie mal, Exzellenz, iſt ſie nun eigentlich ſehr unglücklich?“

„Kaum!“

„Aber ſie hat doch nichts mehr, keinen Mann, kein Geld.“

Die Exzellenz blieb lächelnd ſtehen:

„Aber ſie hat ſich geopfert.“

„Das iſt doch kein Troſt.“

„Bei Frauen ſchon. Es iſt ihr größtes Glück, ſich zu opfern.“

Der jüngere Herr mit dem Gelehrtenausdruck ſchlug die Augen auf, als ſei in ihm irgendeine ferne Sehnſucht:

„Wenn ſich mir doch einmal eine opferte!“

Die Exzellenz maß ihn mit den Blicken und zuckte die Achſeln:

„Ihnen kaum!“

Der andere fragte enttäuſcht:

„Warum denn mir nicht?“

„Sie ſcheinen mir zu vernünftig!“

Da ſagte der junge Gelehrte faſt mit Inbrunſt:

„Eben darum, durch Ruhe und Vernunft würde ich ſie belohnen!“

„Aber die Frauen lieben nun mal das Unvernünftige, Unlogiſche, Verrückte.“

Digitized by Google

Der mit der Brille ließ hoffnungslos die Arme sinken:

„Dann habe ich freilich keine Aussicht, Exzellenz! Ich bin nämlich Privatdozent für Logik.“

Doch lebhaft fuhr der alte Herr auf:

„Oh, lieber Freund, dann hätten Sie eher eine Möglichkeit!“

„Wieso, Exzellenz?“

„Gewiß, denn Logik halten die Weiber für das Allerunvernünftigste!“

Digitized by Google

Arm's Madl

Digitized by Google

Schwer stieg der Maler die Treppe hinan. War es der Wein? War es Müdigkeit? Er setzte sich in den Lehnstuhl und starrte vor sich hin. Dann betrachtete er die Finger, die Manschetten — schmutzig. Wie man ausschaute nach so einer durchtanzten Nacht! Und immer ging es ihm im Kopf herum, das ‚Dulieh-ta-ta-Dulieh-ta-ta'. Er sah die tanzenden Paare vor sich, den Wirbel, die Farben; sah sie so genau, daß er ein Stück Pappe vom Boden aufgriff und zu zeichnen begann. Die wirren Striche einten sich: ein Kopf, immer der gleiche Kopf.

Ja, die Augen! War das ein Mädel! Und er warf die Pappe fort, streckte die Arme und sagte ganz laut:

„Teifl, die Anna!"

„Wos?"

Sie stand vor ihm. Wahrhaftig. Sie lachte ihn an:

„Derf i nit? Dös habts wohl nöt gmoant, daß i zu Enk kemma tat. Ischt's schlecht?"

Er sprang auf:

„A, freun tu i mi. Da komm her, setz di hin, Madl."

Sie wollte stehen bleiben, aber er drückte sie in seinen Stuhl und pflanzte sich vor ihr auf:

Digitized by Google

„Jessas, kannst du ein anschaugn! Die Augen!“

Die Anna sah ihn an mit ihren großen Augen, strich sich mit der von der Arbeit ein wenig dicken Hand das schwarze Lockenhaar aus der Stirn:

„Dös ischt a walsches Erbtoal von der Großmuater. Schauts mi döcht nit so an!“

Dem Maler kam sie so liebreizend vor, so frisch, so . . . ach Gott, das ganze ‚Wimmfest‘ hatte er doch nur mit ihr getanzt. Und nun besuchte sie ihn gar. Er griff nach ihren runden festen Mädchenarmen, zog die Anna an sich, um sie zu küssen. Sie ließ sich ruhig auf den roten Mund küssen, aber sie wischte die Lippen lachend mit dem Handrücken ab:

„Sie, Herr Malerer, deswegen bin i nit kemma!“

„A, das hat a jede Gitsch gern.“

„Oha, es macht an Unterschied.“

„Unterschied?“

„Woll, wer's ischt.“

Der Maler steckte ernüchtert die Hände in die Hosentaschen und lief auf und ab. Die Anna aber lachte schon wieder:

„Oha! Jetzt ischt er beas.“

Nun kam der Maler zurück und nahm der Anna Hand. Er wollte schöntun, doch sie schüttelte den Kopf, ganz ernst mit einemmal. Die schwarzen Augen schauten wie im Traume drein:

„Sie, Herr Malerer, i hätt' Sie gern eppes g'fragt.“

Digitized by Google

„Na, Madl?“

Aber sie zeigte lachend ihre gesunden weißen Zähne:

„Warten S' lei. I muaß a bißl Zeit habn, daß i Muat fassen kann. I werd schon anheben!“

Sie setzten sich mitsammen auf eine Truhe, ein wenig zu hoch, daß die Anna die Beine baumeln lassen mußte und unter dem kurzen Rock ihre derben Nagelschuhe und ein paar feste, runde Waden zum Vorschein kamen.

Der Maler schmiegte sich dicht an sie. Es war doch ein bildsauberes Madl. Er zeigte ihr die Studien an den Wänden. Sie sah alles aufmerksam an und machte ihre Bemerkungen darüber, voller Einfalt, aber mit gesundem Menschenverstand.

Dann legte er die Hand um ihre Schulter und fragte plötzlich:

„Anna, weshalb bist denn eigentlich kommen?“

Einen Augenblick ward ihr braunes Gesicht dunkelrot:

„I muaß mi halt schamen. I kann's nit glei so sagn.“

Er gab ihr noch einen Kuß. Aber sie drohte mit dem Finger:

„Sie moanen wohl, dann geht's reascher? Oha, da fahlt's grob.“

Nun holte er eine Mappe, und sie blätterten darin. Riß die Anna da die Augen auf! Alles

Digitized by Google

mußte sie sehen. Weil nun ein paar Akte dabei waren, wollte der Maler schneller umblättern. Doch sie steckte den Finger dazwischen und fing an zu lachen:

„Wo habt's denn die derwuschen?"

Er sah sie von der Seite an:

„Ist's dir gleich, daß sie so ist?"

Sie blickte ihn mit ihren großen schwarzen Augen erstaunt an. Die Kinnlade sank nieder, ihr Mund stand offen. Und sie sah in diesem Augenblick etwas ausdruckslos, ein wenig töricht aus. Dann sagte sie mit einem Ton wie ein Kind:

„Sie, Herr Malerer, so seid ös decht alle."

Der Maler war erstaunt. Der Weindunst steckte ihm noch im Kopf. Er dachte: bist du denn so unschuldig?

Als er die Mappe zuklappte, fing er wieder an:

„Anna, jetzt sag mal, was hast mich wolln fragen?"

Sie senkte die Augen, und leise baumelnd trafen ihre Absätze die Truhenwände:

„Ja mei, das ischt a lange G'schicht."

Der Maler lachte aus vollem Halse:

„Teifl, da schieß doch los. Also wo fehlt's? Hast kein Mut? Mach doch nur dein Mund auf. Komm, i werd dir helfen."

Er drückte mit der Hand ihre Lippen zusammen und gab ihr abermals einen Kuß. Sie wischte sich wieder mit dem Handrücken ab:

Digitized by Google

„Sie, Herr Malerer, iatz iſcht's gnuag. Drei, mehrer werd nit beig'ſtellt."

Er hatte ſich auf einen kleinen Malſeſſel geſetzt, den er vor ſie hinſchob, und weil er gähnen mußte, beugte er ſich vornüber und fuhr ſich durch das dichte Haar. Die Anna benutzte den Augenblick, da er ſie nicht anſah:

„Sie, Herr Malerer, i hätt Sie gern eppes g'fragt, 's iſcht aber hart ze ſagn. I bring's net außer. 's iſcht ſcho a Dummheit. Aber was g'ſchehn is, is g'ſchehn. I bin verſprochn."

Er ſah ſie verdutzt, ein wenig ärgerlich an:

„Wie iſt denn das kommen?"

Sie wagte nicht aufzublicken:

„Wie's halt kimmt. Er hat's der Muater g'ſagt, und dann hat d' Muater 's mir g'ſagt, und da ſan mir jetzt ſoweit."

Der Maler ſprang ärgerlich auf:

„Hätt'ſt dann lieber mit deinem tanzt, was brauchſt denn mit mir zu tanzen? Iſt das recht?"

Er begann, ſich über das Mädchen zu ärgern. Das hätte ſie ihm doch früher ſagen können. Nun hatte er ſich richtig verſchoſſen! Er lief in dem großen Zimmer, das er ſich als Atelier eingerichtet, auf und ab. Der Kopf tat ihm weh, aber er war nüchtern geworden. Da fand die Anna plötzlich Worte und begann leiſe zu erzählen. Er hatte nichts, und ſie hatte nichts. Und die ganze Geſchichte war ja doch barer Unſinn. Seit zwei Jah-

Digitized by Google

ren ſchon lief er um ſie herum. Einmal hatte er ſie nach Vilpian mitgenommen zum Kirchtig, dann waren ſie zuſammen in einem wandernden Zirkus geweſen, und da die Anna mehr verdiente als er, hatte ſie auch bezahlt.

Da rief der Maler wütend:

„Madl, biſt denn dumm! Du gibſt noch dei Geld aus? Haſt ihn denn ſo gern?“

Sie ſah ihn mit ihren großen, ſchwarzen, jetzt traurigen Augen an:

„I mag'n nit.“

Der Maler fluchte:

„Teifl, du ſpinnſt wohl! Magſt ihn net und haſt dich verſprochen!“

Sie ſah ihn hilflos an:

„Ja, die Muater!“

Aber nun begann er zu ſchimpfen. Die Mutter hätte gar nichts zu ſagen, und er würde der Alten den Standpunkt klarmachen. Er nahm ſchon den Hut vom Haken. Aber da ſprang die Anna von der Truhe herab, lief auf ihn zu und fiel ihm um den Hals:

„Sie, Herr Malerer, reden S' nit mit der Muater. Um Gottswilln nit. I han eh ſchon Verdruß gnuag ghabt!“

Er hielt erſtaunt den Hut in der Hand:

„Nachdem du ihn net magſt?“

Die Anna wich ſeinem Blicke aus. Er nahm ſie beim Arm:

Digitized by Google

„Geh, also was ist?“

Da sah er ihre Augen glänzen. Und nun wurde er weich, hing seinen Hut wieder hin, und weil die Truhe zu unbequem war, zog er die Anna auf das Bett daneben. Auf dem Bettrand blieb sie sitzen. Er hatte sein Taschentuch genommen und wischte ihr die Augen:

„Also, Madl, jetzt sprich. Was ist g'schehn?“

Sie konnte sich noch immer nicht entschließen, zu reden. Ruck- und stückweise nur kam es heraus:

„Herr Malerer . . . i hen mir nicht böses denkt . . . I kann's schwörn. Aber wia 'n die Muater derwuschen hat . . .“

„Erwischt? Wo denn erwischt?“

Die Anna senkte tief den Kopf und drehte spielend die roten, dicken Finger, die zu dem schönen Mädchen fast nicht zu gehören schienen:

„Bei ins!“

Der Maler blickte sie prüfend an. Mit dem Daumen hob er ihr Kinn hoch, um ihr ins Gesicht zu sehen, doch sie schloß krampfhaft die Augen. Da begriff er, ließ sie los, pfiff langgedehnt und sagte nur:

„Ah, so eine bist du?“

Der Anna stürzten die Tränen aus den Augen. Sie warf sich nieder, umschlang des Malers Knie und wollte seine Hand küssen. Er aber rief barsch:

„Also das ist's, was d' mich hast fragen wollen. Dumms Madl.“

Digitized by Google

Sie hob die Stirn, und das Waſſer ſchoß ihr in dicken Tropfen über die Wangen:

„Herr ... Malerer ... i ... han wöllen fragen, ob ... ob i 'n nehmen muaß."

„Nachdem's ſo ſteht ... was willſt denn ſonſt anfangen?"

Die Anna ſpielte an ſeinen Rockknöpfen. Wieder wollte ſie nicht mit der Sprache heraus, bis ſie plötzlich fragte:

„Sie, Herr Malerer, i könnt wohl nit bei Enk ſein? I moan ſo ... ſo als Magd ... Könnan S' koane brauchen?"

Er blickte ſie erſtaunt an:

„Und der ... der andere? Was wird denn der da ſagen?"

„Sell iſcht mir gleich!"

Das Blut ſtrömte ihm zum Herzen. Er fragte leiſe und hob wieder ihr Kinn:

„Magſt ... mi denn leiden?"

Die Anna blickte ihn mit ihren ſchwarzen, ſtrahlenden Augen an:

„Suſcht war i nit kemman."

Da zog er ſie an ſich, und ſie öffnete beide Arme und beide Lippen. Aber der Maler fuhr auf aus dem Rauſch:

„Madl, und die Mutter?"

Die Anna blieb ſtehen. Sie rieb die riſſige Hand am dicken wollenen Rock. Er forſchte noch einmal. Eigentlich begriff er das alles noch nicht,

Digitized by Google

so schnell war es gekommen. In der Ernüchterung jetzt, da sie nicht gleich eine Antwort fand, dachte er: ich nehme ihr Versorgung und Zukunft, und ewig kann es doch auch bei mir nicht dauern. Wie er sie da so ansah und ihr Mund offen stand und nur die schwarzen Augen glänzten, wie er ihre Haltung sah, den Leib ein wenig vorgestreckt, die großen Hände rot, da sagte er in jähem Entschluß:

„Anna, es geht net. Geht wirklich net."

Sie blickte ihn erschrocken an:

„Sie, Herr Malerer, die Muater tät am End nicht sagen, wann i ihr a bißl eppes geben könnt. Sie tut sich schwer, und wann's nur a paar Gulden warn im Monat . . ."

Aber der Maler schüttelte den Kopf:

„Schau . . . nein . . . nein . . . glaub' mir, es ist besser . . ."

Als sie den harten Ausdruck sah in seinem Gesicht, blickte sie zu Boden und blieb regungslos stehen. Sie griff nach dem Zipfel ihrer groben blauen Schürze, ein paarmal schluchzte sie, dann wandte sie sich langsam zum Gehen. Sie hob kaum die Füße, daß es schurrte auf dem Boden.

Wie der Maler ihre Gestalt sah, haltungslos, seltsam breit, ein wenig im Rücken liegend, kam ihm eine jähe Vermutung. Er stürzte ihr nach, nahm ihre Hand und schrie fast:

„Anna — mußt du heiraten?"

Digitized by Google

Die Anna weinte nur. An der Tür brach sie in die Knie und sank auf einem Stuhle nieder. Sie schluchzte, daß ihr ganzer Leib zitterte und die Schultern zuckten.

Der Maler sagte, seine Hand leise streichelnd auf ihrer Schulter:

„Madl, tu was die Mutter will. Ist eh besser!“

Die Anna hob ihr tränenüberströmtes Gesicht:

„J . . . i . . . mag'n aber . . . nit . . .“

Er herrschte sie an:

„Was hast's denn getan?“

Sie stammelte:

„Weil . . . weil . . . i holt dumm . . . g'wesen bin.“

Dann erhob sie sich und nahm die Türklinke in die Hand:

„Nix für unguat, Herr Malerer. J . . . i . . . hab' nur fragn wölln . . .“

Die Tür ging auf. Die Tür ging zu.

Der Maler hielt die Anna nicht zurück. Lange blieb er regungslos stehen, dann streckte er die geballte Faust aus und rief, obwohl er allein in der Stube war, laut, ganz laut hinter der Anna drein:

„Und so ein schönes Madl! Arm's Madl! Der Lump!“

Digitized by Google

Bellevueſtraße

Digitized by Google

Man traf dort die verschiedensten Menschen: es war, als empfehle es einer dem anderen. Man gab seine Karte ab und ging hin, so wie man etwa in einem Restaurant zu verkehren pflegt, erst gegen elf Uhr, nach Theaterschluß. Vorher hätte man wohl niemand angetroffen, wahrscheinlich nicht einmal die Wirte selbst.

Das Haus lag äußerst bequem in der Bellevuestraße. Man wußte nicht, was der Hausherr eigentlich war, er hatte eine schöne Wohnung, gute Manieren, es gab ausgezeichnete Verpflegung, und man traf immer interessante Menschen.

Doktor Kulm war zu Haus in allen Fakultäten, wo man nur anrührte. Er liebte Musik; es hieß, er spiele Geige, aber er ließ sich nie hören. Er interessierte sich für Plastik und Malerei; er kannte jedes gute Buch. Er wußte Dramatiker und Schauspieler zu beurteilen. Er war ein bebrillter, kleiner Mann, der mit jedem, der auf irgendeinem Gebiet etwas leistete, über sein Feld sprechen konnte und durch eine nie aufdringliche Schmeichelei die Geistesarbeiter für sich zu gewinnen wußte.

Malern und Bildhauern kaufte er etwas ab; Sängern und Schauspielern war er bequem, weil

Digitized by Google

sie bei ihm alle möglichen Leute trafen, die in Fühlung mit ihrer Kunst standen. Schriftsteller, erst im Kommen, bekamen einen Fuß in den Bügel, um vielleicht später einmal zu reiten.

Damen der oberen Kreise lernten dort Menschen kennen, die ihnen sonst nicht nahe gekommen wären. Offiziere, Juristen, Diplomaten durften in aller Ehrbarkeit mit einem weiblichen Mitglied einer Berliner Bühne flirten.

Es war jedem Geschmack Rechnung getragen. Ab und zu fragte wohl einmal jemand: ‚Wer ist eigentlich der Doktor Kulm?‘ Die Antwort war immer: ‚Ein sehr anständiger Mann, sehr liebenswürdig, sehr beliebt, und — und kolossal reich.‘

Das schien den meisten die Hauptsache zu sein. Es sprachen wohl einige von der ‚entsittlichenden Macht des Geldes‘, aber da sie selbst hingingen, mußten sie diese Macht augenscheinlich nicht für gefährlich halten. Andere wieder redeten von der ‚nivellierenden Kraft des Reichtums‘.

Jedenfalls waren diese Abende in der Bellevuestraße für die meisten Leute reizend, vielen ein Bedürfnis, manchem das Hübscheste in Berlin. Man konnte oft viele Menschen treffen, bisweilen wenige, und immer dauerten — ein Verdienst der Hausfrau — die Abende nie länger als bis zwölf Uhr, es wurde selten halb eins.

So hatte sich die Sitte herausgebildet, daß eine Menge Leute, die auf einem Diner gewesen

Digitized by Google

waren, in Konzert oder Theater, auf dem Rückwege vorsprachen, ja manchmal das Auto einfach warten ließen, um nachzusehen, wer da wäre, dann wieder verschwanden oder als letzte das gastliche Haus verließen.

Für manche jungen Leute bedeutete das eine Ersparnis. Wenn sie im Theater gewesen waren, wollten sie, ehe sie in ihr Junggesellenheim zurückkehrten, noch etwas genießen, da gingen sie einfach in die Bellevuestraße und bekamen besser zu essen und zu trinken als in den ersten Restaurants, mit dem einzigen Unterschiede, daß es nichts kostete. Nicht einmal ein Trinkgeld, denn das war hier verpönt.

Die Hausfrau, eine jener blonden Frauen, deren Alter zu schätzen schwierig ist, war eine geborene Gräfin Degen. Ihre gräfliche Geburt wurde nicht erwähnt, und bei dem Teil der Besucher aus vornehmen Familien ward gerade dies Nichtprunkenwollen des Herrn Doktor Kulm mit der Herkunft seiner Frau angenehm empfunden.

Die anderen Damen fühlten sich neben ihr nicht als Sterne angesichts der Sonne. Keine war eifersüchtig auf diese immer gut, aber einfach gekleidete Frau, die trotz des großen Reichtums niemals Schmuck anlegte.

Sie hielt die Leute zusammen. Sie kannte jeden Menschen; auch wenn sie ihn zum erstenmal wiedersah, wußte sie seine Familienverbindungen,

Digitized by Google

seine Neigungen. Sie machte jeden Ankommenden in geschickter Weise darauf aufmerksam, der und jener hätte nach ihm gefragt, diese und jene wäre da.

Sie sorgte im richtigen Augenblick dafür, daß der Flügel geöffnet ward und ein berühmter Klaviervirtuose etwas vortrug, ganz nebenbei, nicht wie ein Konzert, so daß die Musikalischen ihre Freude hatten und die Unmusikalischen in anderen Räumen von Dingen sprechen konnten, die sie mehr interessierten.

Ich war hingekommen wie viele andere, indem mir ein Bekannter eines Tages sagte, als ich ihn nach dem ‚Tristan' aufgefordert hatte, irgendwo mit mir noch einen Bissen zu essen, er hätte versprochen, in die Bellevuestraße zu gehen.

Man sagte nämlich nie: ‚Sind Sie heute abend bei Kulms?' sondern: ‚Sind Sie heute abend in der Bellevuestraße?'

Er nahm mich mit, stellte mich vor, und am nächsten Tage — man wußte, das Paar in der Bellevuestraße war nicht zu Hause — gab ich meine Karten ab.

Als ich abends heimkam, war es mir, als hätte ich eine Entdeckung gemacht in einem unbekannten Lande. Ich sagte mir, sie soll eine Gräfin Degen sein? Die Familie kennst du doch gar nicht.

Im Grafenkalender fand ich die Angabe, daß die Degen österreichische Grafen aus dem acht-

Digitized by Google

zehnten Jahrhundert waren, österreichische Freiherren aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und einer alten Familie aus dem Hennegau entstammten. Sie waren im Mannesstamm erloschen, es gab nur die eine Tochter, jetzige Frau Doktor Kulm, oder ich müßte eigentlich sagen — Bellevuestraße.

Die Gestalt des Doktors Kulm stand vor mir, des kleinen bebrillten Mannes. Die äußere Erscheinung hatte doch die junge Gräfin unmöglich veranlassen können, ihn zu heiraten. So kam mir der abenteuerliche Einfall, er möchte am Ende Hauslehrer in dem gräflichen Hause gewesen und der Gang der Ereignisse dann verlaufen sein, wie es schon manchmal vorgekommen ist. Aber Hauslehrer? Wen sollte er unterrichtet haben? Einen Bruder hatte sie nicht gehabt. Da kam ich auf den Gedanken, ihr Vater wäre arm gewesen und das Mädchen hätte den reichen Doktor Kulm geheiratet, der Versorgung halber. Auch das soll ja schon geschehen sein.

Ich schlug im Bette wieder meinen Kalender auf und fand hinter dem Namen ihres Vaters: ‚Herr der Herrschaften . . .', eine ganze Anzahl Güter folgten. So hing es also wohl doch nicht zusammen.

Als wir am nächsten Abend in der Bellevuestraße saßen, erkundigte ich mich nach unseren Wirten. Keiner konnte Antwort geben. Die Leute muß-

Digitized by Google

ten doch früher Bekannte gehabt, würden doch wohl von ihrem Leben einmal gesprochen haben? Von all den Menschen hier würde ihnen doch jemand persönlich nähergetreten sein! Und wenn die Herren auch nicht schwierig in solchen Dingen waren, die Damen hätten sich doch vergewissern müssen: ‚Woher der Fahrt? —‘

Ich nahm mir vor, der Sache auf den Grund zu gehen, denn es erschien mir wahrhaft erstaunlich, wie Hunderte von Menschen Gastfreundschaft genießen können und nicht einmal wissen, woher ihre Wirte stammen. Es war mir keine Sache der Neugierde, denn es gab gewiß interessantere Dinge als das, es war das Gefühl einer Ungerechtigkeit, die da begangen ward: daß offenbar niemand Anteil nahm an unseren Wirten.

Man mußte doch auch einmal ihre Gastfreundschaft zurückgeben, aber davon hatte ich nie etwas gehört.

Ich sprach mit meinem Freunde darüber, der mich damals in das Haus gebracht, und er sagte: „Aber wissen Sie denn nicht, daß die in der Bellevuestraße keiner Einladung folgen?“

„Wie ist das möglich! Nehmen denn die Menschen das nicht übel?“

„Keineswegs!“

„Aber es müßten doch einzelne darunter sein, die da sagen: wenn die Leute nicht zu mir kommen, dann komme ich auch nicht zu ihnen!“

Digitized by Google

Mein Freund lächelte: „Ach Gott, darüber sind wir doch heutzutage hinaus. Glauben Sie, daß man in London und in Paris, oder in New York so ist? Oder in Rom? Wien kenne ich nicht. Natürlich sind die in der Bellevuestraße eingeladen worden. Aber sie sagen grundsätzlich ab, denn sie empfangen ja täglich! Das werden sie wohl den Leuten gesagt haben. Und so nimmt's ihnen niemand übel, wobei ja übrigens die Möglichkeit besteht, daß sie vor der Theaterstunde noch auf Diners gehen; ich habe allerdings nie davon gehört."

* * *

Ich hatte mich bisher damit begnügt, ‚Guten Abend' zu sagen, und darauf an einem Gespräch in einem Winkel teilgenommen, der Musik gelauscht, Kupferstiche angesehen oder mit irgendeinem interessanten Mann gesprochen.

Mit denen aus der Bellevuestraße selbst zu reden — ich gestand es mir erst jetzt — war mir nie in den Sinn gekommen. Ich hatte es nicht anders gemacht, wie die meisten übrigen, unwillkürlich der Ansicht, dazu wäre ich ja gar nicht hier.

Wie ich nun einmal zufällig mit Doktor Kulm ins Gespräch kam, entdeckte ich, daß der Mann ein fast schönes Profil hatte; seine Hände waren lang, schmal und besaßen etwas von alter Kultur.

Ich hatte bisher nur einen Gastgeber und Unterhaltungslieferanten in ihm gesehen, eine

Digitized by Google

Null, die ihren Wert durch andere bekam, jetzt entdeckte ich, daß eigene Gedanken in ihm wohnten.

So kam es, daß ich eines Abends, als alle gegangen waren, mit dem Ehepaar sitzen blieb. Es schien gegen die Regel des Hauses, aber ich fand mich nicht fort. Wir redeten über Menschen, die an dem Abend dagewesen waren. Dieser kluge kleine Mann schien, obwohl er wahrscheinlich mit ihnen ebensowenig gesprochen hatte, wie früher mit mir, genau unterrichtet über ihre häuslichen Verhältnisse, ihre guten Seiten, auch ihre Schwächen. Doch die Schwächen wußte er zu erklären. Unwillkürlich sagte ich: „Nein, wie Sie die Menschen kennen!"

Er wurde fast verlegen: „Ach, da überschätzen Sie mich wohl. Wer sollte die Menschen kennen!"

Ich widersprach. Er fuhr fort:

„Wirklich nicht. Ich mache mir von den Leuten ein Bild zurecht, das am Ende gar nicht scharf genug ist. Wissen Sie, paradox sein ist nicht schwer. Ist einer nur anderer Ansicht wie die übrigen, dann denken die meist: der Kerl ist etwas! Ich sehe das Interessante darin, die Menschen aus ihren Verhältnissen zu erklären. Wenn jemand etwas Böses getan hat, so versuche ich mir klarzumachen: wie kam er dazu? Aber das ist gar nicht so leicht."

Wir saßen in der Ecke eines Salons, der, mit großem Geschmack zusammengestellt, allerlei Möbel

Digitized by Google

und Kunstwerke enthielt verschiedenster Völker und Zeiten und verschiedenster Meister.

Hier und da standen halbgeleerte Gläser, ein Teller, auf dem noch ein Sandwich lag. Lautlos kam eben ein Diener herein, um abzuräumen.

Als er mit den Gegenständen verschwunden war, sagte mein Gegenüber: „Es ist ästhetischer so. Ein halb aufgeräumtes Schlachtfeld ist schrecklich. Ich habe das Siebzig gesehen!"

„Haben Sie Siebzig mitgemacht?"

„Gewiß, als Freiwilliger."

„Ach!"

Ich weiß nicht, warum ich es dem kleinen Manne nicht zugetraut hätte. Er kam wieder auf allgemeine Gesichtspunkte, die ihn mehr zu interessieren schienen als die Zufälligkeiten seines eigenen Lebens: „Wissen Sie, daß das Studium von Charakter und Mensch, von Einrichtungen und Sitten doch eigentlich immer das Nachdenklichste ist? Der eine liebt Bücher, aber sie geben immer nur den Menschen aus zweiter Hand. Ein anderer stellt die Kunst über alles, Doch sie ist nur das Produkt des Menschen! Ein dritter beschäftigt sich mit der Wissenschaft, aber wer hat uns denn zu ihr geführt? Und wenn man sagt: die Natur, der unerschöpfliche Born — gewiß, und sind wir Menschen denn nicht ein Teil davon? Eigentlich der wichtigste Teil? Ach, ich weiß wohl, was Sie sagen wollen: der ohnmächtigste.

Digitized by Google

Das sind wir, und bleiben doch der wichtigste, denn wir erblicken ja die Natur erst durch unsere Augen. Also, meine ich wohl, ist der Mensch das Erste. Zu dieser Überzeugung haben mich Jahre geführt, und ich habe ja Zeit genug gehabt."

Ich fragte unwillkürlich: „Herr Doktor, wie alt sind Sie eigentlich? Wenn ich mir die Frage erlauben darf."

Er nahm seine Brille ab, wischte sich mit seinem seidenen Taschentuch die Augen und blickte mich mit dem verschleierten Ausdruck der Kurzsichtigen an: „Nun raten Sie einmal."

Ich schwankte: „Ich muß gestehen, ich bin jetzt erst recht unsicher geworden, so ohne Brille, die ich doch an Ihnen gewöhnt bin."

„Sehen Sie, darum habe ich sie eben abgenommen. So ein Glasdeckel verändert unglaublich. Klemmen Sie einer Intelligenz ein Monokel ins Auge, und man denkt: ein alberner Laffe! Nehmen Sie einem, der klug aussieht, den Kneifer, plötzlich wird er dumm. Haben Sie einmal bemerkt, daß irgendeine bekannte Persönlichkeit, die Sie nur mit Augenglas gesehen haben, einem ganz fremd vorkam, wenn sie als Büste ohne Brille gebildet ist? Ich erinnere mich eines Freundes — ich war damals im Kaukasus — der dort arbeitete als Geograph, Zoologe, Botaniker. Wir haben manchen Berg zusammen bestiegen — ich bin nicht Bergsteiger, und es ist mir auch höllisch

Digitized by Google

sauer geworden, aber er brauchte mich zu seinen Aufnahmen. Wir haben monatelang unter einem Zelte geschlafen. Den sah ich später in Algerien — er hatte eine Expedition in den Atlas machen wollen — als Toten wieder. Ich habe ihn nicht erkannt. Ich hatte ihn nie ohne Brille gesehen, ja — lachen Sie nur — er schlief mit der Brille. Aber ich bin abgeschweift: sagen Sie mir, wie alt ich bin."

Ich versuchte, zu schätzen. Das Haar war nicht ergraut, die Zeit hatte wohl Runen eingegraben, aber ich meinte doch nicht allzusehr zu irren, indem ich sagte: „Zweiundfünfzig!"

Er setzte die Brille langsam wieder auf, die er mit seinem Taschentuch geputzt hatte: „Danke, sehr schmeichelhaft! Ich bin fünfundsechzig!"

In diesem Augenblick kam die Frau des Hauses. Während sie Gäste hatte, merkte man niemals, daß sie sich um ihre Häuslichkeit kümmerte. Jetzt aber schien sie das Abräumen überwacht zu haben. Sie setzte sich zu uns: „So, nun hat die Hausfrau ihre Pflicht getan!"

Der kleine Mann blickte sie freundlich an: „Ja, wenn du nicht wärst!" Und es klang daraus solch junge Zärtlichkeit, daß ich wohl ein erstauntes Gesicht gemacht haben muß, denn der Doktor suchte nach der Hand seiner Frau: „Ja, ja, Sie wissen nicht, was ich an der da besitze; das weiß überhaupt niemand!" Dann murmelte er in sich hin-

Digitized by Google

ein: „Und ich werde es auch den Leuten nicht ſagen.“

Ich antwortete: „Warum ſollten Sie es den Leuten nicht ſagen?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Allzuviel Glück nehmen die Menſchlein übel! Aber der Hauptgrund iſt wohl der: ich fühle nicht das Bedürfnis, es auszuſprechen. Über die Jahre der Eitelkeit bin ich hinaus.“

Ich lachte: „Alſo, Sie ſind einmal eitel geweſen?“

„Oh, gewiß! Ich habe alle Eigenſchaften und Leidenſchaften der Menſchen beſeſſen. Das heißt, verſtehen Sie recht: die ſchlechten und die mittleren! Die großen, dazu reichte nicht mein Wuchs.“ Er lächelte wieder vor ſich hin: „Ich ſtehe hier ſozuſagen als fertiger Menſch vor Ihnen, obgleich natürlich keiner fertig iſt, auch in meinem Alter nicht. Aber ſo bin ich nicht immer geweſen. Das iſt nur eine Epoche meines Lebens. Ich habe mich immer für irgend etwas erwärmt, habe darin dieſe und jene Erkenntnis gewonnen, dann intereſſierte es mich nicht mehr, ich ging zu anderem über. Einmal dauerte das fünf, einmal zehn Jahre. So habe ich eine Menge Stufen durchlaufen; na, und jetzt bin ich gerade bei der Periode . . .“

Er wandte ſich zu ſeiner Frau: „Nun, Marie, wie nennen wir das?“

Digitized by Google

„Altersruhe, Philoſoph ſein, Müdigkeit.“

„Sind Sie ſchon lange in dieſer Periode, Herr Doktor?“

Er lehnte ſich zurück, ſchlug ein Bein über das andere und blies den Rauch ſeiner Zigarre von ſich: „Seitdem wir wieder in Berlin ſind; das iſt nun ſchon eine Reihe von Jahren her. Ich bin neugierig, wie es enden wird.“

Seine Frau machte eine abwehrende Bewegung: „Gar nicht wird es enden.“

Doch er ereiferte ſich: „Das wäre gegen den Weltlauf. Alles währet ſeine Zeit. Wir haben jetzt hier einen angenehmen Kreis um uns, die Möglichkeit, über alles zu reden, einen weiten Verkehr. Es wäre nun denkbar, daß aus irgendeinem Grunde dieſer Kreis ſich auflöſte: die Leute kommen nicht mehr oder einer von uns beiden wird krank, ſtirbt. Man kann nicht wiſſen!“

Ich ſtand auf. Wie es hier Sitte war, wurde ich nicht einen Augenblick gebeten, zu bleiben, und ich ging mit dem Gefühl, eine Entdeckung gemacht zu haben.

* * *

Als ich ein paar Tage darauf wieder nach der Bellevueſtraße kam, ſetzte ich mich allein in eine Ecke mit der Frau des Hauſes, und auch ſie gewann Form, Geſtalt, Charakter. Sie blieb nicht mehr die myſtiſche geborene Gräfin Degen, die Gäſte hin und her zu ſchieben verſtand und ſelbſt

Digitized by Google

dabei verschwand. Ich sah alles mögliche: das unbestimmte Alter, das über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren hin und her schwankte, ward enger umgrenzt: sie mußte gegen Fünfzig zählen. Dann entdeckte ich, daß diese Frau gut angezogen war, teuer sogar, doch so, daß es einem nicht auf den ersten Blick auffiel.

Und ich fand noch mehr. Sie hatte eine hübsche Gestalt. Es war noch etwas Mädchenhaftes an ihr, wie es manche Frauen bewahren, denen Kinder versagt gewesen sind. Nun gewahrte ich auch, daß sie reiches, schönes Haar hatte und daß sie, die hübsch offenbar nie gewesen, doch ein paar warme, wundervolle Augen besaß.

Längere Zeit blieben wir, ohne daß sie sich um ihre Gäste kümmerte, in der Ecke sitzen. Mir war, als hätte ich durch den Abend, wo ich allein bei dem Ehepaar geblieben war, die Berechtigung erworben, herzlicher zu sprechen. So sagte ich angesichts der gewinnenden Freundlichkeit meiner Wirtin: „Gnädige Frau, ich wollte Sie längst einmal etwas fragen."

Sie sah mich lächelnd an: „Nun, bitte?"

Aber mir wurde klar, daß ich doch nicht fragen konnte, was ich wollte, nämlich: ‚Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, den Doktor Kulm zu heiraten?' Ich umging es also: „Gnädige Frau, Sie sind doch eine geborene Gräfin Degen?"

Digitized by Google

„Gewiß!“

„Ich habe nämlich im Gotha nachgesehen.“

„Aha!“

„Aber von Ihrer Familie ist niemand mehr übrig!?“

„Nein.“

„Hatten Sie denn keine Geschwister?“

„Nein.“

Die Antworten waren so kurz gewesen, daß ich schwieg. Ich fand mich im Grunde recht neugierig.

Doch als ich nicht weiterfragte, erzählte sie: „Es ist meinem Vater sehr schwer gewesen, daß er keinen Sohn besaß, um so mehr, da er einen großen Besitz hatte. Aber das liegt ja nun weit zurück, denn mein Vater ist gestorben, als ich zwanzig Jahre alt war. Heute wissen die Menschen nichts mehr davon! Von seinen Altersgenossen lebt auch keiner mehr, denn er hat sehr spät geheiratet, eigentlich nur wegen seiner Besitzungen, weil er der Letzte seines Namens war. Und da nur eine Tochter! Das ist hart! Man ist dann meistens über unsere Ankunft auf Erden nicht so erfreut wie über die der Herren der Schöpfung. Aber das ist ja nun alles überwunden, das liegt ja weit, weit zurück!“

„Waren denn die Besitzungen nicht Majorat?“

„Nein, mein Vater konnte über sie verfügen.“

Digitized by Google

„Nun, dann konnte er sie ja seiner Tochter hinterlassen!“

„Er hätte es gekonnt, wenn er gewollt hätte.“

Ich schwieg.

Sie fuhr fort: „Er hat es nicht gewollt. Ich habe meinem Manne nichts mit in die Ehe gebracht. Sonderbar genug, wenn man einen so reichen Vater hat. Ich werde Ihnen das mal erzählen, das heißt, wenn es Sie interessiert. Mein Gott, es interessiert ja eigentlich niemand, ist ja auch schon über dreißig Jahre her! Ich habe mir die Anschauungsweise meines Mannes angeeignet, ich bin Philosophin geworden. Sie glauben nicht, wie schnell alles vergessen wird. Es ist merkwürdig, wir Menschen setzen Himmel und Erde um ein Ding in Bewegung, und ein paar Jahre gehen ins Land, kein Hahn kräht danach, niemand weiß mehr davon. Aber ich muß mich jetzt um meine Gäste kümmern. Also wenn es mal der Zufall gibt, erzähle ich es Ihnen. Aber Zufall muß es sein! Man soll nie etwas erzwingen. Wir sind keine Freunde von Versprechungen und Verabredungen, das Köstlichste im Dasein ist das, was sich von selbst ergibt!“

Damit stand sie auf, eine italienische Sängerin zu bewillkommnen, die an diesem Tage im Opernhaus gastiert, zum erstenmal in Deutschland, und einen Riesenerfolg gehabt hatte. Sie war natürlich in die Bellevuestraße gekommen.

Digitized by Google

Ich schenkte mir die kehlfertige Dame, die über glänzende Technik gebot, nur über keine Seele, und ging, während die Worte, die ich eben gehört, noch in mir nachklangen.

Ich war anders geartet. Bei mir mußte immer alles gleich entschieden sein; wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich meine Wirtin gebeten: nun erzählen Sie mir, ich brenne darauf.

War es ein Unterschied des Alters oder nur des Temperaments, daß sie nichts erzwingen wollte? Ich meinte: wenn alle so dächten, dann würde nie etwas auf der Welt geschaffen.

Ja, schufen denn diese Leute? Waren es nicht Lebenskünstler? Menschen, die das Dasein an sich herankommen ließen? — —

* * *

Lange fand sich keine Gelegenheit, mit denen aus der Bellevuestraße unter vier Augen zu sprechen. Ich hätte ja einmal abends allein dableiben können, aber ich wurde nicht aufgefordert, und ich wollte, daß man mich schön bäte.

Da fügte es eines Abends der Zufall, daß ich mich mit einem Architekten verschwatzte, — ein krauser Kopf, ein junger Feuerbrand, der alle Stile über den Haufen werfen wollte, nur noch keinen neuen gefunden hatte, ihn an ihre Stelle zu setzen. Er hielt das nicht für nötig, sein letztes

Digitized by Google

Wort war immer: ‚Sobald man eingeriſſen hat, kommt von ſelbſt etwas Neues.‘

Unſere Unterhaltung, die ſcherzhaft begonnen, war etwas gereizt geworden, und da der große Zerſtörer ſich in die Enge getrieben fühlte, ſagte er unvermittelt: „Herrgott, es iſt ja kein Menſch mehr da! Gute Nacht!“

Damit ſtand er eiligſt auf, und ich blieb allein zurück. Ich zögerte, um nicht den Heimweg mit ihm zu haben, denn unſer erregtes Geſpräch hätte von neuem begonnen.

Da trat der Doktor ein. Er ſummte vor ſich hin und dirigierte mit der rechten Hand. Als er mich ſah, fuhr er zuſammen: „Verzeihen Sie, ich dachte, es wäre niemand hier!“

„Ich bin eben im Begriff, zu gehen!“

„O bitte, das wollte ich damit nicht ſagen. Bleiben Sie nicht noch etwas?“

„Sehr gern.“

„Gut! Rauchen Sie, trinken Sie?“

„Wenn ich ein Glas bekommen kann?“

„Was?“

„Was Sie trinken.“

„Oh, da werde ich mal — paſſen Sie auf!“

Er lächelte, trat ganz nahe an mich heran und ſah mich an durch die dicken Brillengläſer: „Ich habe Ihnen doch neulich mal geſagt — ich weiß noch genau, was wir geſprochen haben — jeder

Digitized by Google

Mensch hätte verschiedene Perioden in seinem Leben. Denken Sie, ich war einmal Weinkenner. Ich bin's nicht mehr, aber ich werde Ihnen einen erlesenen Tropfen vorsetzen!"

Ehe ich antworten konnte, hatte er bereits eine Art Kammerdiener herbeigerufen, einen älteren Mann, der alles zu leiten schien, und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Dann sagte er: „Sehen Sie, mein verehrter junger Freund — ich darf Sie wohl so nennen angesichts meines tatsächlichen Alters — ich bin nämlich auch einmal eitel gewesen. Wir sprachen mal davon. Damals ließ ich mir meine Stiefel in Paris und meinen Frack in London bauen, und hätte jeden für ein Rauhbein erklärt, der das nicht auch tat. Übrigens können doch nur sehr wenig Deutsche sich das leisten. Also abgesehen davon: zu jener Zeit war ich auch Weinkenner! Das ist typisch für diese Periode, es gehört zusammen: das Innerliche beim Weingenuß, und die Äußerlichkeit, damit zu renommieren, daß man zwei Jahrgänge unterscheiden kann, die noch dazu ein ganz ähnliches Weinchen gegeben haben. Also zu jener Zeit ritt ich, natürlich mehr wegen der Hosen und Stiefel als wegen der gesunden Bewegung, und kreierte Gerichte, von erwerbsbedürftigen Restaurateuren angestachelt! Ist das nicht ein schrecklicher Unsinn? Und dann, denken Sie, hatte ich auch Sammlungen, zum Beispiel Briefmar-

Digitized by Google

ken! Ich besaß die eine Honduras. Es war erwiesen, daß es sie gab, und keine Sammlung hatte sie, nur ich. Nebenbei: sie war falsch. Nun, mit der Zeit kommt man ja davon ab . . ."

Inzwischen war der Wein gekommen, und wir setzten uns, während ich die Frau des Hauses ab und zu in den Nebenzimmern sich bewegen sah.

Wir kosteten. Ich verstehe nichts von Wein, aber mein Wirt schlürfte ihn mit Behagen, als frische er alte Leidenschaften auf, als würde es ihm so leichter, an die Vergangenheit zu denken, so daß es ihm von selbst von den Lippen floß, zu erzählen.

* * *

Und er begann:

„Mein Vater war ein reicher Mann, kein Selfmademan und kein Protz, einer, bei dem das Geld schon lange in der Familie ist. Wir sind nämlich ursprünglich Hamburger, wenn auch schon mein Vater seine Geburtsstadt verlassen hatte. Zu den Zeiten der Hanse hat mancher Kulm eine Rolle gespielt.

Ich selbst bin in Kalkutta geboren, meine Eltern befanden sich damals auf einer Reise. Sie hatten beide unruhiges Blut und waren immer unterwegs. Ich habe sie frühzeitig verloren und so nur die Erinnerung von ihnen aus Bildern. Ich habe immer geglaubt, so hätten sie wirklich ausgesehen, und dabei haben mir Bekannte meiner

Digitized by Google

Eltern — Verwandte hatten wir nicht — gesagt, die Bilder wären nicht im geringsten ähnlich gewesen. Sehen Sie, so täuscht sich der Mensch.

Ich bin streng erzogen worden. Von meinem bedeutenden Reichtum hatte ich während meiner ganzen Schuljahre keine Ahnung. Als ich Reitunterricht erhielt, habe ich meinen Vormund bangend gefragt, ob ich denn auch einmal genug Geld haben würde, mir ein Pferd zu halten. Ich wurde erzogen nach Grundsätzen, von meinem Vater genau in einer Art Denkschrift vor seinem Tode festgelegt.

Diese Direktiven sind fein durchdacht, rührend manchmal und doch auch wieder hart. Zu der Zeit, als ich ins Leben trat, waren sie bereits in vieler Hinsicht veraltet, so daß sie mir, hätte ich ihnen folgen wollen, zur Fessel geworden wären. Ich habe daraus gelernt, niemals Bestimmungen für spätere Zeiten zu treffen, denn die Ansichten der Menschen ändern sich in einer einzigen Generation.

Mich trieben die Lebensregeln, die mir mein Vater sozusagen bis zum Greisenalter vorgeschrieben, unwillkürlich dazu, das Gegenteil für richtig zu halten, als mir klar ward, welches Vermögen ich besaß, ein Vermögen, das in den langen Jahren der Vormundschaft inzwischen zu einem in unserem Vaterlande nicht alltäglichen Reichtum angewachsen war.

Digitized by Google

Ich kam mit meinem Vormund auseinander, denn als ich die freie Verfügung über die Hinterlassenschaft meines Vaters erlangt hatte, machte ich einen schlechten Gebrauch davon, wie ich Ihnen schon angedeutet habe. Ich wurde ein Geck. Ich spielte, wenn ich mich heute im Spiegel rückwärts betrachte, eigentlich eine lächerliche Rolle.

Ich beurteilte die Menschen danach, ob sie Geld hätten oder nicht. Meine fast spartanische Erziehung schlug ins Gegenteil um. Ich war sogar auf dem besten Wege, mein ganzes Geld zu vertun, mindestens ein unnützer Mensch zu werden.

Damals besaß ich einen Rennstall. Ich habe nicht selbst geritten, dazu war ich zu verweichlicht, vielleicht zu feige. Es litt mich auch nicht an einem Fleck. Wenn es mir durch den Kopf fuhr, daß ich morgen in Sorrent sein wollte, so reiste ich eben ab und hätte jedes Rennen der Welt schwimmen lassen.

Die Rennperiode dauerte auch nicht lange. Ich begann in der Welt herumzufahren. Ich habe eine Reise um die Erde gemacht, ohne geographische oder ethnographische Studien, einfach weil es mir so gefiel, von einem Tag zum anderen. Ich war oft mittags noch nicht entschlossen, und abends schon reiste ich ab.

Ich habe von dieser Weltfahrt allerlei Kuriositäten mitgebracht, habe mir in jedem Land, durch

Digitized by Google

das ich kam, etwas aufhängen lassen, seien es Teppiche, Jagdtrophäen, Schnitzereien oder dergleichen, die ich immer zehnfach überzahlte.

Ich kam wieder: blasiert und unfähig auf einem Fleck zu bleiben. Im Sommer trieb ich mich in den Modebädern umher, im Winter ging ich an die Riviera — nirgends gefiel es mir.

Jahre gingen so hin, ich hatte viel Geld ausgegeben, aber mir blieb noch mehr übrig, und ich wurde, der ich den Geschmack am Geldfortwerfen verloren, nicht gerade sparsam, aber doch vernünftig! Ich verbrauchte nicht mehr die Hälfte meiner Rente.

Eine neue Periode meines Daseins begann: ich wollte mich hervortun, wollte meinen Namen, wenn nicht an die Sterne, so doch an die höchsten Bergspitzen schreiben. Ich habe damals eine verrückte Nordpol-Expedition ausgerüstet, bin aber nicht weit gekommen, denn ich hatte mir die Sache einfacher geträumt, als sie war.

Ich kehrte also wieder zurück. Meine Erlebnisse wollte ich niederschreiben, doch ich wagte nicht, sie herauszugeben, fühlend, ich würde mich nur lächerlich gemacht haben.

Da kam etwas Neues über mich: ich empfand das glühende Bedürfnis nach einem Orden.

Ich schenkte also Kunstwerke an Museen, errichtete Speiseanstalten, baute Arbeiterwohnhäuser. Und wie oft das Böse das Gute gebiert:

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

so ward durch die Beziehungen zu den Armen und Ärmsten ein Umschwung in mir vorbereitet. Aus Eitelkeit wollte ich ihnen Wohnungen bauen, wie ich aber die Erkenntnis gewann, daß es jede Nacht Hunderttausende gibt, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt niederlegen sollen, so schnitt mir das in die Seele, und ganz langsam begann das Mitleid mich zu regieren. Ich sah Laster und Verbrechen als Produkt der Not, ich ward mit dem Elend der Menschen vertraut. Um unter den Armen nicht aufzufallen, tat ich die Londoner Kleider, die Pariser Stiefel fort. Bald ließ ich mich in meinem Äußeren gehen, trug immer den gleichen Anzug, und eine schwarze Krawatte, jahraus, jahrein die gleiche, machte der seidenen Farbenpracht ein Ende.

Ich verkaufte in jener Zeit all das wilde Brimborium, das ich geschmacklos auf meinen Reisen zusammengebracht hatte, bezog eine einfache Wohnung, lebte von gewöhnlichen Speisen, stieg nieder zu den unteren Klassen, und allmählich änderte sich meine ganze Weltanschauung.

Ich besuchte Volksversammlungen, um es kurz zu sagen: ich wurde Sozialist. Ich schrieb philosophisch-sozialistische Abhandlungen. Nie war ich ganz überzeugt, es blieb immer ein Rest in mir von Ideen, die sich in jene der Marx und Engels oder gar der gerade regierenden Führer nicht einfügten.

Eine Zeitlang wollte ich eine neue Partei

Digitized by Google

gründen, sammelte Leute um mich, aber sie taten nichts, als mir die Taschen leeren. Bei den Zielbewußten begegnete ich Mißtrauen und Haß, denn sie wollten keine neue Religion dulden.

Es gab Augenblicke, wo mein Vermögen mir wie eine Schmach erschien, und andere, wenn ich wieder einmal ausgenutzt worden war, wo eine dumpfe Wut in mir emporstieg und ich mir sagte: Gott sei Dank, daß du es behalten hast!

Da bereitete sich denn abermals eine neue Periode in meinem Leben vor. Ich war mit mir selbst zerfallen, ich fand mein Dasein unnütz, ich wurde in allen meinen Gedanken wankend. Ich wußte nicht einmal, wohin ich gehen sollte — nur fort aus meinen bisherigen Verhältnissen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich nach Berchtesgaden kam, ich kam eben hin.

Zuerst wohnte ich im Hotel, aber mir tat die Gesellschaft so vieler Menschen weh.

Ich suchte mir also am Ober-Salzberg eine Pension. Wenn die Leute mit mir redeten, so fand ich sie albern und wollte Einsamkeit; ward mir diese aber zuteil, so hatte ich das Gefühl, als ließen mich die Menschen.

Ich hatte einen Sondertisch verlangt und erreicht, einen mit vier Plätzen, an dem ich allein saß. Da eines Abends, als ich auf der großen Terrasse vor dem Hause auf und ab schritt und meine Augen über den Watzmann schweifen ließ, der

Digitized by Google

sich dort drüben erhob, erschien der Wirt. Er war verlegen, ich fühlte, er wollte etwas.

An dem Abend war ein Herr angekommen mit Tochter, aber es gab keinen Platz mehr. Der Wirt bat mich, da an meinem Tisch doch noch drei leere Sitze wären, zu gestatten, daß die Herrschaften dort Platz nähmen; morgen, spätestens übermorgen reisten Gäste ab, so daß es also nur für ein paar Mahlzeiten gewesen wäre.

Ich mußte ‚ja' sagen, nahm mir aber vor, einen Ausflug zu machen — vielleicht auf zwei Tage nach Salzburg — oder am Ende gar ganz die Pension zu verlassen. Doch heute abend ging es nicht anders, in ein paar Minuten wurde gegessen.

Ich setzte mich also zu Tisch und mag wohl kein liebenswürdiges Gesicht gemacht haben, als ein sehr alter Herr erschien, gebeugt, schneeweiß, einen Stock in der Hand, den er wie ein drittes Bein immer einen Meter voraussetzte. Ihm folgte eine junge Dame — wie der Wirt gesagt hatte, seine Tochter, obgleich man sie an der Ähnlichkeit nicht erkannt hätte.

Der alte Herr hielt mir eine kleine Entschuldigungsrede: er störe mich, aber es sei nur auf kurze Zeit, etwa die gleichen Worte, wie der Wirt. Ich hatte mich erkundigt: es war ein österreichischer Großgrundbesitzer.

Nun ist immer, wie ich Ihnen schon sagte, eine gewisse Eitelkeit in mir gewesen. An und für sich

Digitized by Google

zurückhaltend, taute ich ſchnell auf, wenn mir jemand entgegenkam. Der alte Herr hatte mich ſofort gewonnen.

Er erzählte, er ſei Diplomat geweſen und habe als ſolcher aller Herren Länder geſehen. Ich gab von meinen Reiſen etwas zum beſten, wir verſtanden uns und blieben noch ſo lange ſitzen, daß uns erſt das ſchläfrige Geſicht der Kellnerin, die ab und zu erſchien, als wolle ſie mahnen, an die Stunde erinnerte.

Am nächſten Tage reiſte ich nicht nach Salzburg. Ich blieb. Wir aßen zuſammen mittags, abends. Der alte Herr hatte ſich, wie ich ſpäter gehört habe, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ‚ganz in mich vernarrt'. Ich glaubte nicht das gleiche von ſeiner Tochter. Neben ihrem Vater verſchwand ſie vollkommen. Er redete viel und gern, und wenn ſie einmal etwas dazu geben wollte, ſo unterbrach er ſie. In den erſten Tagen iſt ſie nicht über ein paar Sätze hinausgekommen. Ich ſage: in den erſten Tagen, denn wir blieben an dem Tiſch, obgleich inzwiſchen an der Table d'hote Platz geworden war.

Wir machten Spaziergänge zuſammen — ich mit dem alten Herrn, denn die Tochter blieb irgendwo in einem bequemen Stuhl im Garten ſitzen, als fühle ſie ſich erlöſt, nicht immer mit ihrem Vater gehen zu müſſen, denn abgeſehen von der Unterhaltung, war es kein Vergnügen. Der

Digitized by Google

alte Herr schlich nämlich dahin, immer in der Haltung ganz vornüber gebeugt. Ich wunderte mich, daß er überhaupt so weite Spaziergänge machte, denn an dem ersten Abend hätte ich nicht geglaubt, er könne auch nur fünfzig Schritt weit gehen.

Was seinem Gespräch an Tiefe abging, gewann es durch die Liebenswürdigkeit des Ausdrucks. Seine Sprache war fein geschliffen, mit einer gewissen Freude daran, den Gedanken eine besondere Prägung zu geben.

Da erkältete er sich eines Tages, als der für jenen herrlichen Erdenwinkel leider unumgängliche Landregen eingetreten war. Ich sah ihn nicht, denn wenn er sich unwohl fühlte, hatte er kein Bedürfnis nach Menschen. Dann lag er auf dem Sofa und las von früh bis abends, so erzählte mir wenigstens die Tochter, mit der ich mich nun statt seiner unterhielt.

Sie sollte nicht ständig im Zimmer sein, das störte ihn, sie durfte aber auch den Garten nicht verlassen, denn unerwartet ließ er sie rufen. In den gemeinsamen Lesesaal wollte sie aber nicht gehen, weil dort bei dem schlechten Wetter sämtliche Gäste der Pension saßen. Ein junger Schwerenöter veranstaltete in kindischer Weise Pfänderspiele mit den Damen. Die ganze Läppischkeit unbeschäftigter Menschen machte sich dort breit.

Da gab es nun einen Tempel, aus Rinde ge-

Digitized by Google

baut, von dichtem Gebüsch umgeben, der bei der Pensionsgesellschaft wenig beliebt war, denn er bot keine Aussicht, dagegen blies dort unausgesetzt der Wind. Dorthin setzte sich die Gräfin. Ich brachte sie hin, dann ging ich, hatte ich doch mit ihr noch kaum ein Wort gewechselt.

Aber der Wind wuchs, und mir kam der Gedanke, die Gräfin würde sich erkälten. Sonderbare Idee, dort im Sturm zu sitzen. Ich wollte ihr zum mindesten einen Mantel bringen. So ließ ich mir denn von ihrer Jungfer einen Umhang geben.

Sie nahm ihn dankend, wir kamen ins Gespräch, und ich machte eine seltsame Entdeckung: ich hatte es mit einem klugen Mädchen zu tun, mit dem ich mich ebensogut unterhielt wie mit dem Vater. Sie gab nicht wieder, was sie von ihm aufgeschnappt, sondern dachte über alles selbst nach.

Ich hatte gemeint, eines jener netten, aber oberflächlichen Komtesserln zu treffen, wie es deren so viele gibt, und ich fand einen Menschen.

Sie besaß eine hübsche Gestalt, wenn sie zu den Schönheiten auch nicht gezählt werden konnte. In ihr waren zwei Wesen: das eine sah man nur, wenn sie sich allein befand, das andere nur in Gegenwart ihres Vaters. Sobald er dabei war, fühlte sie sich offenbar wie auf den Mund geschlagen. Ich konnte es ihr auch nicht verdenken bei der Manier ihres Vaters, der immer sagte, sobald sie einen Satz begann: ‚Aber na, Marie!

Digitized by Google

Hören S' amal, die G'ſchichten war ganz anders!'

Sie können ſich denken, was geſchah. Ich verliebte mich in das Mädchen. Doch zweierlei machte mir Sorge: würde ich Erhörung finden, und wie ſtellte ſich der Vater dazu?

Der alte Herr hütete längere Zeit das Zimmer. Währenddeſſen war ich ſeiner Tochter einziger Verkehr; aber von dem Augenblick an, wo ich wußte, daß in mir eine Neigung zu dem Mädchen wuchs, hatte ich kein reines Gewiſſen mehr. Es war mir wie ein Vertrauensmißbrauch, denn ich war überzeugt, der alte Herr würde unſeren Verkehr nicht geſtattet haben, wenn er gewußt hätte, daß Flammen in unſeren Herzen brannten.

In unſeren Herzen, denn es ging dem Mädchen wie mir, ſie hat es mir ſpäter ſelbſt geſagt. Und wieder hatte ich die Abſicht, abzureiſen, aber ich war ſchwach, ich blieb.

Endlich fügte es eines Tages die Gelegenheit, daß ich in dem kleinen rindenüberzogenen Tempel die junge Gräfin fragte, ob ſie meine Frau werden wolle. Ich ſetzte ihr auseinander, wie ihr Vater damit nicht einverſtanden ſein würde, ich erklärte meine Verhältniſſe, hielt auch nicht hinter dem Berge, welche Anſichten ich bisher gehabt, und daß der Graf ſich an dem bürgerlichen Doktor ſtoßen würde. Es war auch bei mir ein Mangel an Selbſtbewußtſein, in der Meinung, gewiß wür-

Digitized by Google

den um dieſe reiche Erbin Hunderte von anderen werben, beſſer und vornehmer als ich.

So ſchlug ich dem Mädchen vor, ſie ſollte ſich noch in der Welt umſchauen und andere Männer ſehen. Doch ſolchen Gedanken empfand ſie faſt wie ein eKränkung. So entſchloß ich mich denn, mit ihrem Vater zu ſprechen.

Der alte Herr war zwar erſtaunt, ſagte aber nicht, was ich erwartet: ‚Was bilden Sie ſich ein, davon kann keine Rede ſein!‘

Er meinte, er wolle Erkundigungen über mich einziehen, das würde ich begreifen, denn er wiſſe doch nichts von mir. Während dieſer Zeit trat ich nun endlich doch die Reiſe nach Salzburg an. Nach acht Tagen wollte ich wiederkommen. Er fand das richtig.

Die Woche, die ich fern von Berchtesgaden verbrachte, iſt mir in der Erinnerung als die fürchterlichſte Zeit meines Lebens. Ich fühlte mich ſo unglücklich, daß die ſchöne Stadt einer der wenigen Punkte der Erde geworden iſt, die ich nie wiederſehen möchte.

Aber die peinliche Woche verging, wie alles vergeht, und ich fand mich in Berchtesgaden wieder ein. Der alte Herr ſchien verändert, er ſagte zu mir wie zu einem Fremden: ‚Bitte, nehmen Sie Platz.‘ Dann hielt er mir eine lange Rede: er perſönlich würde es zwar lieber ſehen, wenn ſeine Tochter einen Mann aus alter Familie heiratete,

Digitized by Google

aber ob ich Graf sei oder Doktor Kulm, würde bei seiner Entscheidung nicht wesentlich mitsprechen, wenn er sein Kind glücklich machen könne. Ein anderes nähme ihm aber die Möglichkeit, einer Bewerbung meinerseits zuzustimmen: meine publizistische Vergangenheit. Ich hätte Artikel geschrieben, im Original lägen sie ihm vor, die es ihm verböten, seiner Tochter die Erlaubnis zu geben.

Damit erhob er sich. Ich war wie niedergedonnert. Umsonst erklärte ich, diese Aufsätze wären phantastische Träume gewesen, nach denen ich selbst nicht gehandelt. Der alte Herr reichte mir zum Zeichen, daß ich gehen sollte, die Hand, indem er artig sagte: ‚Ich kann mich mit einem politischen Gegner sehr wohl unterhalten, kann sogar als Mensch Gefallen an ihm finden, aber Sie müssen selbst einsehen, daß bis zum Schwiegersohn doch ein weiter Schritt ist.‘

Damit war ich entlassen. Die Tochter bekam ich nicht zu Gesicht, und ein paar Stunden darauf reisten die beiden ab. Ich schrieb der Gräfin und beschwor sie, mir zu antworten, ich würde keinen Moment zürnen, wenn sie sich der Ansicht ihres Vaters zuneigte. Aber ich bekam keine Antwort. Später habe ich gehört, daß die Briefe nicht an ihre Adresse gelangt sind. Aber nun denken Sie, was geschah.

Ich wohnte in München im Hotel Leinfelder.

Digitized by Google

Die junge Gräfin hatte noch gesagt, dort stiegen auch sie ab, wenn sie nach München kämen, und dabei lachend gemeint: ‚Wir müßten uns doch eigentlich schon früher einmal gesehen haben!‘

Ich verbrachte meine Tage in dumpfer Verzweiflung, saß in der Kunstausstellung auf irgendeinem Sofa, starrte irgendein Bild an, ohne zu wissen, was dort auf der Leinwand gemalt war. Ich ließ mich stundenlang immer einen und denselben Weg im Englischen Garten spazieren fahren. Ich lebte, wußte aber kaum, wo ich mich befand.

Man erzählt oft, daß Liebende ein halbes Leben lang aufeinander warten, wissend, wie die Jahre nichts ändern können, und ich glaube, der Gedanke hat sich bei vielen Menschen festgesetzt, das sei die einzige echte Liebe.

Nun, meine Liebe ist nicht weniger wert gewesen, aber bei mir war es nicht so. Ich meinte, die tiefe Neigung in meinem Herzen wäre nur auf meiner Seite und nicht auf der ihren.

Da, als ich eines Tages stumpfsinnig wie immer mein Hotel verließ, kam mir eine Dame entgegen und sagte einfach: ‚Da bin ich!‘

Es war nicht so, wie oft gesagt wird: ‚Ein Schrei, und sie lagen sich in den Armen!‘ Nein, ich kam so wenig auf die Möglichkeit, sie könnte es sein, daß ich erst eine Zeit brauchte, um zu fassen, und daß, als ich es gefaßt, ich es nicht für

Digitized by Google

möglich hielt. Aber sie sah mich nicht erschrocken an, weil ich ihr nicht Hand und Arme entgegenstreckt, sondern sagte gleichsam selbstverständlich noch einmal: ‚Da bin ich!‘

Ich konnte mein Glück, das überwältigende, nicht fassen und antwortete nur: ‚Ach, jetzt?‘

Wir gingen die Straße hinunter, als hätte es nicht anders sein können, und ich fühlte: das mußte so kommen. Ja, mir war, als hätte ich sie eigentlich erwartet.

Sie erzählte, sie sei nicht romantisch entflohen, sondern habe aufgeklärt, vernünftig ihrem Vater gesagt: zurückhalten könne er sie nicht, sie wäre mündig, könne tun, was ihr beliebte, und würde, wenn er sie nicht freiwillig gehen ließe, sich einfach entfernen. Jeden Versuch, ihre Freiheit zu beschränken, müsse sie zurückweisen, es gäbe Gesetze, es gäbe Polizei.

Sie war einfach gegangen nach einer nüchternen Auseinandersetzung, nachdem der Vater ihr noch vorsorglich Geld mitgegeben und sie von der Jungfer hatte begleiten lassen, so weit sie wünschte. Vorher hatte sie jedoch einen notariellen Akt unterzeichnen müssen, daß sie auf jede Erbschaft verzichte.

Nun, mir konnte nichts Glücklicheres geschehen; ich hatte es nicht nötig, nach Geld zu heiraten, und mir schien, als gehörte meine Frau mir jetzt doppelt — denn meine Frau ward sie, so schnell die Gesetze es erlaubten.

Digitized by Google

Und ich kann Ihnen eins ſagen: dieſen Augenblick habe ich nie bereut, ja mir iſt niemals auch nur der Gedanke gekommen, mein Leben hätte ſich anders wenden können.

Der Vater meiner Frau iſt bald darauf geſtorben. Obwohl die Möglichkeit nicht auszuſchließen iſt: aus Kummer, ſo hat meine Frau doch nie einen Augenblick gezweifelt, daß der Schritt, den ſie unternommen hatte, recht war.

Sie brauchte ſich auch nichts vorzuwerfen. Haben Sie nicht beobachtet, daß Leute in hohem Alter oft ganz gleichgültig werden, ſo mit der Geſundheit, der Vergangenheit, ihrem nahenden Ende beſchäftigt, daß die äußeren Verhältniſſe ſie nicht mehr berühren? So war der alte Herr. Ob ſeine Tochter um ihn war oder ſein Kammerdiener, ich glaube, es machte auf ihn den gleichen Eindruck. Wenn er ſich unwohl fühlte, zog er ſich, genau wie damals in Berchtesgaden, zurück, gleich einem verwundeten Tier. Die Gegenwart eines anderen als eines Bedienten, mit dem er ſich nicht zu unterhalten brauchte, ſchien ihm eine Laſt.

Meine Frau hat nicht einen Gulden erhalten, da ihre Mutter kein Vermögen hinterlaſſen hatte. Die Erben, die ihr Vater eingeſetzt, ein paar entfernte Vettern, ſchrieben ſehr traurige und artige Briefe — im Grunde lockten ſie uns ein Lächeln ab —, in denen ſie ihr Glück auf Koſten der Tochter entſchuldigten, aber durchblicken ließen, daß es

Digitized by Google

bei einer etwaigen Anfechtung, so leid es ihnen täte, zu gerichtlichen Auseinandersetzungen kommen müsse. Meine Frau hat nicht angefochten, ja sogar die Vettern beruhigt: es läge ihr fern, irgendeine Änderung zu wünschen, habe sie doch ihren Willen deutlich genug ausgedrückt.

Nun kam abermals eine neue Periode in meinem Leben, die glücklichste. Meine politischen Ideen waren längst vergessen, ich lebte nur noch einem: meiner Frau, meinem Sohn und meiner Tochter. Ein blondlockiger kleiner Knabe steht noch vor mir, als wäre er nie älter geworden, zitternd in seinem Bade, während die Mutter das Gefäß mit dem kalten Wasser hob, denn er wurde immer zum Schluß kalt übergossen. Dann rief der arme Schelm, nachdem sein kleines Herz einen schweren Kampf gekämpft, zum Entschluß zu kommen: ‚So, Mama, jetzt!'

Und dann gab es ein kleines Mädchen auch mit blonden Locken, natürlichen, nicht gebrannt oder gedreht. Das Mädchen war wie der Bruder, nur zarter und feiner, und in den Armchen saßen Knochen wie bei einem Vögelchen.

Wenn ich an sie zurückdenke, ist es mir, als sei dieses Wesen, das nur einige Jahre auf unserer Erde weilte, nicht für das Leben gemacht gewesen. Sie war nie krank, aber auch nie zu völliger Kraft gelangt; zu fein, zu zart alles an ihr. Fünf Jahre bildete sie unser Glück und unsere

Digitized by Google

Sorge zugleich, fünf Jahre lang ward sie gepflegt, fünf Jahre lang sprachen wir von ihr früh und Abends. Wir ließen Ärzte kommen, suchten Bäder auf, immer hieß es: ihr fehlt nichts. Aber doch muß ihr etwas gefehlt haben, vielleicht die Kraft zum Leben. Sie löschte aus wie ein Licht." —

Doktor Kulm führte sein Glas an die Lippen, aber es enthielt nichts mehr. Er schob es fort. Da kam seine Frau, ein Lächeln auf den Lippen: „Ach, da sitzen Sie ja noch! Das ist nett!"

Sie fragte ihren Mann, und nun fiel mir erst auf, welche Innigkeit in dem Tone lag, als sie mit ihm sprach: „Wovon ist denn die Rede?"

Er nahm sie bei der Hand, und längere Zeit blieben sie so: „Ich habe von den Kindern erzählt."

Ein Schatten flog über ihr Gesicht: „Ach, die Kinder! Ja, das ist nun vorbei!"

Ich fragte: „Aber der Knabe?"

Der Doktor setzte die Brille ab und begann sie abermals zu putzen, während er sich räusperte.

Seine Frau antwortete, als wolle sie es ihm abnehmen: „Das war doch das Schwerste."

Da sie nicht weitersprach, fragte ich: „Wie alt ist denn der Knabe geworden? Oder tut es Ihnen weh, davon anzufangen?"

Sie ließ sich in einen Stuhl nieder: „Nein,

Digitized by Google

denn wir ſprechen täglich von ihm; mir iſt es manchmal, als lebte er noch. Das Mädchen war noch klein, noch nicht ſo alles verſprechend. Es war ja hart, wie ſie uns genommen ward, aber man denkt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, und dann blieb uns ja noch der Junge!

Wir hatten den Gedanken, wie Menſchen eben ſind, es müßte aus ihm etwas Beſonderes werden. Vielleicht ſollten wir für ſolche Vermeſſenheit beſtraft werden. Es wurde nur an ihn gedacht, nur von ihm geſprochen, nur auf ſeine Erziehung, ſeine Zukunft Rückſicht genommen.

Wir haben einfacher gelebt als vorher, nichts gekauft, immer Geld angehäuft in dem Gedanken: es iſt einmal für ihn.

Aber denken Sie nicht, wir hätten ihn verwöhnt. Nein, er wurde ſtreng erzogen, denn das iſt die wahre Liebe! Wir ſind keine Affeneltern geweſen, und manche Träne hat es geſetzt. Etwas iſt vielleicht verfehlt worden, aber ich denke, das iſt menſchlich. In den Ferien haben wir ihm nicht erlaubt, in den Bergen Touren zu machen; man lieſt doch ab und zu, daß etwas geſchieht. Am Meer wurde nicht Boot gefahren. Wenn man nur einen Sohn hat und ſchon ein Kind verloren, nicht wahr, das iſt menſchlich.

Sonſt wurde nichts vernachläſſigt, er mußte fechten, turnen, er war körperlich gut entwickelt,

Digitized by Google

groß — ach, viel größer als wir! Denken Sie, wie klein wir sind, wir beiden! Ich glaube, er wäre einmal ein Riese geworden, denn er war noch bis zuletzt mitten im Wachstum. Er war gut in seiner Klasse, nicht der Erste, aber unter den Ersten. Er war kein Musterknabe, aber er hat nie etwas wirklich Böses getan: wenn er einmal über den Strang schlug, so war es Jugend und Übermut.

So war er achtzehn Jahre alt geworden, da kam er einmal aus der Schule mit Kopfschmerzen zurück und fühlte sich heiß an. Wir waren ohne Sorge, ließen aber den Arzt kommen. Es hieß Scharlach.

Der Junge hatte bis dahin keine der Kinderkrankheiten gehabt.

Der Arzt, ein sicherer, vernünftiger Mann, sagte, ich sollte mich nicht beunruhigen, das müßte fast jeder durchmachen.

Es schien auch alles den normalen Gang zu gehen, bis zu einem Abend, da stieg das Fieber, das schon nachgelassen hatte, unaufhörlich. Der Arzt ward geholt, er blieb da, er begriff es nicht. Wir sind die Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Ich fragte den Doktor ein paarmal: ‚Ist denn Gefahr?‘ Er zuckte die Achseln: ‚Das sind eben Rückfälle, wie sie manchmal eintreten.‘

Wir fragten uns: hatten wir etwas versäumt, hatte der Junge sich erkälten können, war an der

Digitized by Google

Diät etwas falsch gewesen? Und immer wieder gingen wir in das Zimmer, wo er lag. Aber der Arzt meinte, es wäre besser, wir ließen ihm Ruhe. Im Nebenzimmer auf dem Teppich liefen wir behutsam auf und ab, setzten uns, standen auf, nahmen wieder Platz. Das sind diese furchtbaren Momente, wo man denkt, alle Nervenenden lägen bloß.

So ward es Morgen. Vorsichtig öffnete ich die Tür, ob der Kranke etwa schliefe. Es war alles still. Ich trat näher. Es war alles still. Da kam mir ein sonderbares Gefühl, und ich lauschte auf den Atem. Ich hörte nichts. Ich schlug den Vorhang zur Seite: der Kopf war ein wenig geneigt, der Mund offen.

Mich packte eine fürchterliche Angst, und ich rief laut meinen Mann. Der Kranke hätte erwachen müssen von dem Schrei. Ich nahm seine Hand, sie war noch warm, aber nicht mehr glühend heiß wie im Fieber, und nun wußten wir, was geschehen war.

Wir schickten zum Arzt, der kaum fortgegangen. Er untersuchte, er begriff es selbst nicht. In der Ruhe dieser Stunde, während wir draußen auf den Zehen im Nebenzimmer auf und nieder schritten, war unser Knabe sanft entschlafen.

Er hatte allein den schweren Gang getan, seine Mutter hatte ihm nicht die Hand gehalten, sein Vater nicht den Kopf gestützt, er hatte uns

Digitized by Google

nicht einmal Lebewohl gesagt — er war ganz allein und tapfer fortgegangen und kehrte nicht wieder.

Ich haderte mit Gott, beschuldigte den Arzt, machte meinem Mann Vorwürfe. Wie hatten wir die Tür schließen können und nichts merken? Wie hatten wir drüben bleiben können, und unser Kind starb? Wir hätten es ahnen müssen, fühlen, an sein Lager eilen, und wir hätten ihm helfen können in seiner letzten Not.

Sehen Sie, das ist in mir wie ein Stachel zurückgeblieben, daß ich von meinem Kinde keinen Abschied genommen habe, und das kommt manchmal noch heute heraus, wenn ich davon spreche.

Aber es ist nun auch schon wieder fünfzehn Jahre her, und fünfzehn Jahre sind etwas! Da beruhigt sich alles!"

Ich blickte sie an und ihren Mann, und ich sah in beider Augen Tränen schimmern, obgleich sie doch eben erst gemeint: da beruhigt sich alles. Ich sagte: „Nun verstehe ich, warum Sie von den Kindern nie gesprochen haben!"

Sie griffen es beide auf: „Ja, es wäre zu schwer! Daran sollte nicht gerührt werden."

Ich antwortete: „Es tut mir leid, daß wir davon gesprochen haben."

Doch der Doktor beruhigte mich: „Bitte, ich habe ja davon angefangen. Jahrelang berührt man's nicht. Es ist, als sammelte sich so lange der Stoff. Nun ist es heraus, nun wollen wir

Digitized by Google

ſchweigen. Aber machen Sie ſich keine Vorwürfe: von ſelbſt hat meine Zunge ſich gelöſt, denn ſonſt behalten wir alle tiefſten Regungen unſerer Seele für uns, meine Frau und ich. Und ſehen Sie, das iſt eben die neue Periode — wenn ich ſo mein Daſein bedenke —, die, die hier in Berlin begann: die der Verknöcherung. Die währt heute noch, wer weiß, wie lange?“

Er ſchwieg, und ſeine Frau fuhr fort: „Denken Sie ſich in unſere Lage, anderthalb Jahrzehnte lang war alles aufgebaut für unſere Kinder, ſchließlich für dieſen Sohn, und alles iſt nun zuſammengeſtürzt. Beiderſeits haben wir keine Verwandten, keinen Menſchen, der uns ganz nahe ſteht, alſo wozu war nun alles? Da ſind wir nach Berlin gekommen, haben dies Haus hier gekauft, haben es im Laufe der Jahre mit Kunſtſchätzen gefüllt und ſind nun glücklich über den ſtets wechſelnden Verkehr, den wir fanden! Dabei will ich bleiben! Ich will niemand liebgewinnen, niemandem nähertreten, denn dieſe Welt iſt doch nur da, um ſich immer wieder zu verlieren. Wir wollen angenehme Beziehungen, wollen uns freuen darüber, aber ich habe Angſt, mein Herz an irgend etwas mehr zu hängen, als notwendig iſt.“

Sie ſtand auf, auch ich erhob mich, und etwas ſchwerfällig folgte der kleine Doktor, während die Frau des Hauſes ihre Gedankenreihe fortſetzte: „Ich weiß ſchon, daß wir manchen Leuten ge-

Digitized by Google

fühllos erscheinen, aber Sie werden jetzt gesehen haben, daß wir doch Herz besitzen, wenn wir es auch nicht jedermann zeigen."

Nun löste der Doktor wieder seine Frau ab: „Es ist vielleicht schon zu viel, was wir Ihnen gesagt haben, denn Eitelkeit ist es, zeigen zu wollen, wie wir doch Gefühl besessen haben. Gefühl! Darf man das haben? Nein, nur sich nicht an etwas hängen, dann kann man auch von allem scheiden. Ich habe erfahren, wie alles nur eine Spanne Zeit währt. Jetzt glauben wir uns auf dem Höhepunkt dieser Periode unseres Lebens, aber wer sagt uns, daß er nicht schon überschritten ist? Die netten Beziehungen unseres Hauses, die nicht tief gingen, weil wir uns nicht schwer losreißen wollen, auch die mögen vielleicht schon vor dem Abschluß stehen."

Seine Frau nahm ängstlich seinen Arm: „Aber sage doch so etwas nicht! Ich will endlich Frieden haben! Es soll so bleiben und wird bleiben. Meinen Sie nicht?"

Ich zuckte leise die Achseln, ihr Mann sprach: „Siehst du, Marie, er hat recht, dir keine Antwort zu geben. Warum sollte der ewige Grundsatz des Lebens: alles fließt, alles wandelt sich, alles kommt und geht, plötzlich bei uns keine Geltung mehr haben? Glaubst du, daß der Prozeß, der in meinem Haar vor sich geht, es zu bleichen, der an meiner Haut sich zeigt, sie zu

Digitized by Google

runzeln, der Prozeß allmählicher Abnutzung aller Organe, kurz das Altern, plötzlich aufhört wegen eines frommen Wunsches? Nein, wir werden einmal fort sein aus diesem Hause, die Geselligkeit wird aufhören, und wir müssen ein neues Leben beginnen."

Die Frau lächelte, aber es war dabei ein ängstlicher Zug auf ihrem Gesicht: „Ach! Sprich nicht davon! Vielleicht sind wir eines Tages zusammen gestorben, das wird die große Änderung sein."

Aber er meinte, es wäre nun einmal sein Geschick, fortwährend abzubauen und neu zu beginnen. Er sah durch seine dicken Brillengläser in den dunklen Teil des Zimmers, als käme von dort etwas Neues, während er fragte: „Wie lange wird es noch dauern?"

Plötzlich ward er beredt: „Du hast eben gesagt, Marie, wir sollten zusammen sterben! Einmal kommt ja der Tod, heute oder morgen, aber nimmt er gleich zwei auf einmal? Vielleicht, vielleicht auch nicht, wahrscheinlich sogar nicht. Und wenn nun eins von uns stürbe, begänne dann nicht abermals eine neue Periode? Wer weiß der überlebende Teil wird dann sehr alt, ein Hindämmern, im Verhältnis länger, als die Zeit des bewußten Lebens gedauert hat. Ja, das ganze Dasein besteht nur aus Perioden, bei dem einen sind die Übergänge schroff, der andere merkt nichts davon. Kind-

Digitized by Google

heit, Jugend, Jünglingsjahre, Manneszeit, Alter, Greisenhaftigkeit schließen sich aneinander, gehen über oder springen jäh um, aber sie kommen, kommen unbedingt, das ist der Lauf der Welt! Und alles das, nur durch eins verbunden, nämlich daß während all dieser Zeit das Herz klopfte und der Atem ging, nennt man ein Menschenleben ..."

* * *

Es war sonderbar, fast feierlich, wie wir da standen neben den Stühlen, die leere Flasche, die leeren Gläser auf dem Tisch, gleichsam ein Ende: nichts mehr drin — aus.

Der Doktor fuhr nach einer Pause fort: „Ich habe mal die vermessene Idee gehabt, eine Spur zu hinterlassen! Eine Spur gibt es, die auch der Geistesbeschränkteste hinterläßt, nämlich sich selbst in seinen Kindern, aber unsere Kinder sind tot. Was sollen nun Durchschnittsmenschen wie wir für die Zukunft tun? Den Namen hinterlassen durch eine Stiftung, die ihn trägt? Spätere Geschlechter werden den Namen ändern. Ein ungetreuer Haushalter kann das Vermögen vergeuden, er wird vielleicht bestraft, aber die Stiftung, der Name ist dann fort! Und wenn das Geld bliebe, wem sagt es etwas, die ‚Doktor-Kulm-Stiftung'? Trost ist nur, daß es den Großen und Größten ähnlich geht, daß nach kurzem Menschenalter schon die Legende sich bildet, ihr Bild sich verschiebt, von Historikern wiederhergestellt wird, viel-

Digitized by Google

leicht falſch, wer weiß es? Am Ende erſcheinen die Taten, die von der Mitwelt beſtaunt wurden, den Enkeln geradezu verwerflich. Es gilt nur, was iſt, und nicht, was war. Dieſer Wein, den wir hier geleert haben, war gut. Morgen hat ihn der Organismus verarbeitet, morgen wiſſen wir nichts mehr davon. So bleibt vielleicht die Erinnerung an dieſe Stunde kurze Zeit lebendig bei mir, bei meiner Frau gewiß, bei Ihnen möglicherweiſe auch ..."

Er brach ab und ſagte in ganz anderem Tone: „Na, nun werden Sie wohl finden, wir ſind ein paar komiſche Käuze! Was mögen wohl unſere Gäſte über uns ſagen!"

Mir kam nicht der Gedanke an die alberne Schmeichelei, daß man ſich wohlbefände in ſeinem Hauſe, ich reichte dem Manne, der mir bisher nur irgend ein Kleiner unter den vielen Kleinen, mich eingerechnet, geweſen, herzlich die Hand. Wie unſere Finger einen Augenblick ineinander ruhen blieben, hatte ich das Gefühl, als ſei mir etwas aufgegangen: eine Erhebung, eine Erkenntnis, eine Beſſerung. Ich hatte das dumpfe Bewußtſein: ein paar von den Ameiſen aus dem gewaltigen Haufen dieſer Erde, die da herumkribbeln, ſcheinbar zwecklos, aber doch dem einen großen Ziel dienend, ihren Bau zu erhalten, hatten ſich einander genähert, betaſtet, erkannt, und nun liefen ſie wieder auseinander und kamen

Digitized by Google

vielleicht nie mehr zusammen. Aber sie hatten gefunden, daß uns alle gleiche Dinge bewegen, den einen stärker, den anderen schwächer: der einsame Schleier, der auf uns Menschen ruht, uns hindernd, einander jemals ganz nahe zu kommen, war ein wenig gehoben.

Ein klein wenig nur. Das tröstende Bewußtsein regte sich in mir, daß wir alle zusammengehören, alle gleichen Gesetzen unterworfen sind, das Stärkende für das Sandkorn, daß es mit Milliarden zusammengeballt den Stein gibt, und mit Milliarden Steinen den Fels, und mit Milliarden Felsen das Gebirge.

Es war spät geworden. Ich ging allein durch den nächtlichen schweigender Westen von Berlin. Mein Tritt hallte auf den verlassenen Straßen. Es zog mich etwas zu diesen beiden Menschenkindern, und doch hielt mich wieder der Gedanke ab, dem sie beide Ausdruck gegeben, man solle einander nicht näherkommen, denn immer stünde die Trennung, ein Schicksal unentrinnbar dahinter. Und drohte es nicht diesen beiden?

Meine Wanderung war weit, ich begegnete kaum einem Menschen. Einmal nur traf ich einen Nachtschutzmann auf seinem Patrouillengang. Ich ging auf die andere Seite der Straße: der Gedanke, einem lebenden Wesen gegenüber zu stehen, beunruhigte mich fast.

* * *

Digitized by Google

In den nächsten Wochen war ich hundertmal daran, meinen Weg zur Bellevuestraße zu lenken. Ich tat es nicht. Was hatten wir einander noch zu sagen? Hatten sie nicht erklärt, daß sie niemandem näherkommen wollten?

Darüber verreiste ich. Der Sommer ging, erst im Herbst kehrte ich nach Berlin zurück. Die Bäume waren entlaubt, ein schneidender Wind blies über den Asphalt und wehte Sand- und Schmutzteilchen in die Augen, daß alles vornübergebeugt schritt, die Damen den Muff vor dem Munde, die Männer die Hand am Hut.

Ich hatte den Sommer über keinen Bekannten gesehen, sondern mich mit einer großen Arbeit in den äußersten Winkel eines Hochgebirgstales zurückgezogen.

Jetzt stand ich der Bellevuestraße gegenüber, wieder ein Gast, wie alle dort, der sich über Theater unterhält, eine Bilderausstellung, Automobiltypen, der aber nicht in die Seelen niedersteigt und nicht die Lebensgeheimnisse der Erde ergründen will.

Mir war es eigen zu Sinn in Berlin, wie jedesmal, wenn man aus der Einsamkeit des Hochgebirges in eine große Stadt kommt. Mit einem Schlage würde ich wieder mitten in all den kleinen und großen Interessen stehen, von denen ich nur durch die Zeitungen, wie das entfernte Brausen des Meeres, etwas vernommen.

Digitized by Google

Das Tor des Vorgartens war geſchloſſen. Ich klingelte, niemand kam. Da fragte hinter mir einer in brummigem Tone: „Zu wem wollen Sie denn?“

„Doktor Kulm.“

„Der is doch jar nich hier!“

„Iſt er verreiſt?“

„Nee, det Haus is zu verkoofen. Seitdem die Frau Doktor jeſtorben is, hat wohl der Herr nicht mehr hierbleiben wollen.“

„Die Frau Doktor iſt jeſtorben?“

„Nu, im Juli. Dat Begräbnis is ja nich hier jeweſen, denn ſie waren ja jar nich da. In der Schweiz irgendwo. Na, man hat ja nichts Jewiſſes nich jehört. Ick weeß jar niſcht. Es jeht allens durch den Rechtsanwalt!“

Ich ging zum Potsdamer Platz zurück. Ich hatte das Bedürfnis, mit irgend einem Menſchen zu ſprechen, am liebſten hätte ich jemand angeredet.

Im Café Joſty ließ ich mir Zeitungen geben, aber ich ſah ſie nicht an, unfähig meine Gedanken zuſammenzufaſſen. Ich ſtarrte durch die Scheiben auf den Platz, wo die elektriſchen Bahnen klingelten, die Autos rollten, die Menſchen haſteten, denn es war gerade die Stunde nach Theaterſchluß.

Und dieſes unruhige Treiben da draußen, das

Digitized by Google

ich mit nichtsfassendem Auge dennoch sah, gab mir die Ruhe, nachzudenken. Bei stillerer Versenkung hätte ich sie nicht gefunden. Das Ehepaar aus der Bellevuestraße stand wieder vor mir. Mir war es, als säßen wir drei noch um den Tisch, auf dem die geleerte Flasche mit den Gläsern stand. Ich sah, wie die Frau sich ängstlich an ihren Mann schmiegte, zurückschaudernd vor etwas Ungewissem, das ihr drohte, die Frau, die weichere, die weniger Mut besaß. Und daneben dieser kleine Mann, hinter dessen dicken Augengläsern man kaum den Ausdruck der Pupille erkannte, mit der stillen Frage: ‚Was kommt nun? Welche neue Periode hebt an?'

Da fragte ich mich unwillkürlich: Wird der seltsame Geist neu beginnen? Wird er seine Lebensgefährtin noch lange überdauern? Ist jetzt wieder alles ausgelöscht? Ist das die letzte Etappe im Dasein des Fünfundsechzigjährigen? Oder reißt er noch einmal alles ein und fängt von neuem an?

Finde ich ihn wohl an irgendeinem Punkte der bewohnten Erde als neuen Menschen, hinter dem alles liegt? Wird er mich kennen? Denn es schien ja, als verwürfe er alles aus einer früheren Zeit! Wird er von der Bellevuestraße reden wie von etwas, das gleichsam bei der Seelenwanderung einmal in einem anderen Leibe vor sich gegangen ist?

Digitized by Google

Starrt immer noch der kleine Mann durch seine dicken Brillengläser in das rätselhafte Dunkel, daraus die Geschicke der Menschen aufsteigen, wie er an jenem Abend in die finstere Ecke seines Zimmers sah?

Digitized by Google

Die Selige

Digitized by Google

Einſt war ein Burſch, der ging nicht mit den andern, ſondern allezeit eigene Wege. Saßen ſie beim Karteln oder ſtiegen den Dirndln nach, ſteckte er einen blutroten Nagel hinters Ohr, den er vom Nelkentopf am Fenſter geſchnitten, und verlor ſich ſacht in den Wald.

Es ging hart lehnan, aber der junge Bauer war das Kraxeln gewohnt von Kindesbeinen: es verſchlug ihm nichts.

Doch juſt zu Johanni kam er ſo hoch in die Schrofen, daß die Nacht ihn überraſchte. So finſter ward es bald, daß er beim nächſten Schritt hätt' in der Tiefe ſich derfallen müſſen. Drum blieb er an dem Örtlein, wo er gerad' ſtand, und beſchloß, die Sonne zu erwarten.

Wie er ſich ſo am Felſen hielt, ſah er plötzlich einen hellen Schein, und als er genau hat hingeſchaut, ward er ein Feuer gewahr, daran lichte Geſtalten ſaßen im weißen Gewand, mit langem güldenem Haar. Aber er fürchtete ſich nicht, denn die Saligen ſind den Guten hold.

Da er nun fror, fragt' er die Fräulein, ob noch Platz ſei am Feuer. Sie luden ihn freundlich ein, er ſetzte ſich auch mitten unter ſie und mußte ſtaunen ob ihrer Schönheit. Keine aber

Digitized by Google

ſchien ihm herrlicher denn die jüngſte, und er fühlte, wie ihm das Herz ſchlug.

Sie fragte ihn, woher er die rote Blume hätt' hinterm Ohr, und er ſagte: „Von der Fenſterbank!“ Die Salige aber wollte wiſſen, ob noch viel ſolcher dort ſtünden.

Da er nun ſah, daß ihr der Nagel wohlgefiel, ſchenkt' er ihn dem Fräulein. Es freute ſich die ſalige Dirn, und er entbrannte plötzlich in ſo heißer Liebe zu ihr, daß er zu ihr ſprach: wenn ſie ihn nicht möge, müſſe er bald ſterben. Als das Mondlicht ſchwand und es hell ward über dem Gebirg, war auch das Feuer erloſchen und die Saligen verſchwunden. Aber das Holz lag zwiſchen den Felſen ſchwarz und rußig, nur war keine Glut darin.

Wie nun der Burſch auf den Hof kam, mußt' er immer an das jüngſte Fräulein denken und ward noch ſtiller denn er eh geweſen.

Und als wieder der Mond im Kalender ſtund, nahm er einen Nagel, den ſchönſten vom Stock, ſteckt' ihn hinters Ohr und ſtieg hinan zu den Schrofen. Da ſah er abermals die Fräulein ſitzen. Sie winkten ihm, und als er der Jüngſten den Nagel reichte, verſprach ſie ihm, mitzukommen auf den Hof als ſein Weib.

Da ſaßen ſie miteinand und redeten recht wie zwei Brautleut'.

Ihm klopfte das Herz, als er vernahm, wie

Digitized by Google

ſie ſich auskannte in der Wirtſchaft, als ſei ſie ſelbſt ehedem Bäuerin geweſt.

Als nun der Morgen graute, ſprach ſie zu ihm: „Aber du mußt mir eins zuſagen, du mußt mich ſchlafen laſſen mit über das Bett hinaushangenden Haaren, denn flöſſe mein güldenes Haar nicht frei, ſo müßt' ich gehen und käm' nimmer wieder.“ Das verſprach er mit heiligen Eiden.

Anderen Tags richtete er den Hof, ließ walſche Maurer kommen, den Stall neu eindecken und das Muttergottesbild am Tor ward friſch geweißelt. Dann bereitete der Burſch die Hochzeit, die Wäſche ſchwoll im Schrank, das Linnen in der Truhe, denn er war ein reicher Bauer, und die Saligen ſind arm.

Und doch machte ſie ihn reich. Denn eine beſſere Bäuerin hat's im Tal nie nicht gegeben. Man hätt' ſuchen müſſen im Landl, um eine zu finden, die ſchaffte wie ſie.

Die erſte war ſie auf am Morgen und die letzte ging ſie ſchlafen. Frieden war im Haus, kein Streit mit den Mägden, und tranken die Knechte auch ihr Viertel Roten, nie kam einer trunken in den Hof. Die Hühner legten Eier und verſchleppten ſie nicht. Die junge Kuh, die der Bauer gekauft, gab mehr Milch als je eine zuvor. Die alte Kuh, die braune Reſi, warf zwei Kälber auf einmal und konnte dann noch verkauft werden um dreißig Gulden mehr, denn ſie gekoſtet. Auf der

Digitized by Google

Weide lockte kein wilder Mann ein Tier, kein Unhold brachte eines zu Fall, die Schweine wurden dick in der Mast, daß es ein Wunder war im ganzen Tal, und kein Schaf ward vom Geier geschlagen.

Dabei war die Bäuerin schön wie nicht eine rundum, und mancher war neidisch auf den Burschen, der keine Dirn angeschaut und dem trotzdem das Glück in den Hof gefallen war.

Auch Kindersegen blieb nicht aus. Das erste Jahr ein dicker Bub, das zweite eine zarte Dirn mit blauen Augen, und dann wiederum ein Knabe. Alle waren gülden von Haar wie ihre Mutter.

Des Bauern Gut nahm zu: ein Jahr kaufte er einen Acker, dann wieder tausend Klafter Wald.

Die Leute im Dorf aber raunten, das ging' nicht mit rechten Dingen zu. Doch der Bauer saß im Gemeinderat, so wagte keiner gegen ihn aufzubegehren. Nur Sonntags, im schwarzen Adler, fielen böse Worte. Vom Wirt vor allem: er verdiente nichts, denn nie rührte der Bauer eine Karte an, nie saß er beim Wein.

Da geschah es eines Tages, daß der Lois freikam von den Soldaten. Graue Jahre war er nicht im Dorf gewest, denn als Bursch schon hatt' er fortgemußt, weil er einen gestochen. Nun ging's hoch her im Adler, denn der Lois hatte Geld. Man hat zwar nicht gewußt woher, aber da er es ausgab, mußt' es wohl da sein.

Digitized by Google

Wie der nun so am Hof vorbeikam — die Zimmerleut' hatten just eine junge Lärche mit bunten Bändern auf den Dachfirst gesetzt, weil der neue Anbau fertig war — da blieb der Lois stehen und schaut' sich das Ding an.

Der Bauer lehnte am Zaun, die Pfeife im Mund, und der Lois fing an so von ungefähr:

„Grüaß Gott, wirst mi woll noch kennen?"

„Woll schon! Woll schon!" Mehr sprach der Bauer nicht, sondern ging ins Haus, denn er mochte die Wirtshausluderei nicht leiden.

Als nun der Lois abends im Adler saß, beschloß er's dem Bauer heimzuzahlen. Und da er im Hof die Bäuerin gesehen mit dem Gelock wie eitel Gold, sagt' er am Tisch: die hätt' Haar wie kein irdisches Weibsbild.

Und ein andermal meint' er nur so obenhin: „I weiß schon, wo der Hansl sein Geld hernimmt, der macht's aus seiner Frau Haaren!"

Da lachten ihn die Saufbrüder aus, denn das hatt' noch nie keiner gesehen, daß man hätt' Gold machen können aus Haar, hätten's sonst wohl alle versucht.

Aber der Lois rief: „Dös versteht ihr nit, i weiß, was i weiß!" Als sie in ihn drangen, er möcht's kundtun, flüsterte er, daß sie die Köpfe über den Tisch beugen mußten, um ihn zu verstehn: „Ihr könnt's freilich nit, denn eure sind

Digitized by Google

Menſchenkinder, aber die, wißt ihr, wer die iſcht? A Salige iſcht's!"

Weiter wurde nicht darüber geredt, denn von den Saligen ſpricht man nicht gern. Aber als eines Tags der Gemeinderat beſchließen wollte, dem Stadlbauer hundert Gulden vorzuſtrecken, denn er tat ſich ſchwer und hatte keine Ernte eingebracht, da war der einzige, der's nicht tat bewilligen, der Hansl. Er meinte, wann einer recht zugreift, fault nicht das Korn draußen auf den Feldern, aber wenn er beim Wein ſitzt, bringt's ihm freilich keiner herein.

Das ärgerte den Lahner Sepp, der ſein halbes Leben im Adler verbracht, und er ſprach vor den anderen: „'s kann nit jeder a Frau haben wie du."

Der Bauer blickte ſtolz um ſich: „Wahr haſt geſprochen!"

Und es ward nicht weiter darüber geredt, aber mehr und mehr lief's um, beim Hansl geht's nicht mit rechten Dingen zu. Er hörte nicht drauf, doch es flog ihn an, als hätt's in der Luft gelegen.

Sagt da einer: „Ja, wann eine ſo eitel gülden Haar hat, mag's Gold nit fehlen auf dem Hof." Und die Kinder höhnten etliche auf dem Schulweg: „So golden wie ihr ſeid, das gibt's gar nit auf Erden, das muß ſchon wo anders her kommen!"

Das kleine Mädel kam weinend nach Haus

Digitized by Google

und erzählt' es der Mutter. Die ſtrich ihr nur das Haar, ſie ſollte ſich's nicht anfechten laſſen, es ſei nichts als der blanke Neid.

Eines Tags war es ſchwül, ſo recht zum Erſticken, daß man wußte: das Hochgewitter kommt die Nacht. Die Knechte und Mägde hatten zu ſchaffen, daß ſie nur das Heu von der unteren Wieſe hereinbrächten, und der Hansl meint': „Die Schrofenwieſ' geben wir preis; das Heu bringen wir nimmer herein. 's is eh nit ſo viel wert, als das drunten." Aber die Bäuerin ſchlich davon im ſtillen, nahm den Handwagen und ſtieg langſam zur Wieſe unter den Schrofen empor.

Als beim Aveläuten alle wieder am Hof waren, blickt' den Hansl zum Himmel auf, der ſchon ausſchaute wie die Nacht, und ſagte ärgerlich: „Nun wird's hin!"

Doch die Bäuerin ſtrich ſich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn: „Warum gar? I hab's ſchon eing'ſcheuert!"

Er ſah ſie erſtaunt an: „Geh', mach' keinen Spaß!"

Doch ſie nickte bloß: „Soll man's umkommen laſſen? Es war nit gar ſo ſchwer, denn die anderen haben mir geholfen." Damit ging ſie ins Haus. Der Bauer blickte ihr erſchrocken nach: er wußte wohl, wen ſie mit den anderen gemeint; ihn giftete es, daß ſein Weib eine Salige war.

Er lief zum Stall — da lag das Bergheu von

Digitized by Google

der Schrofenwieſe; er hat's gleich erkannt, denn es war nicht ſo fett und lang. — —

Nun kam der Winter, wo die Sonne ſpät aufſtand und früh wieder zu Bett ging, damit die faule Zeit, wo untertags der Bauer am Ofen lag und ſchlief und dann vor lauter Schlaf in den Augen wach blieb die Nacht.

In der froſtklaren Nacht fiel juſt ein Mondenſchimmer durchs kleine Butzenfenſter auf ſeines Weibes langes, güldenes Haar, das zum Bett hinaushing, ſeitdem das Fräulein ſein Weib geworden.

Da dachte der Bauer bei ſich in ſeinen Gedanken, was würd' wohl geſchehen, legt' ich das Haar hinein.

Und es quält' ihn, daß er am liebſten wär' aufgeſtanden und hätt' die ſchweren glitzernden Strähnen hinaufgeworfen aufs Kiſſen. Nur einen Augenblick, er hätt' ſie gleich wieder heruntergelaſſen. Aber er blieb ſtark, wandte ſich und ſchlief ein.

Am anderen Morgen wußt' er nicht, was ihn in der Nacht geplagt. Aber jedesmal wieder, wenn der Vollmond in die Kammer ſchien, quälte es ihn, daß er ſchier des Teufels ward. Ging dann die Nacht vorbei, fand er auch wieder ſeine Ruh'.

Doch als wär' ein Fremdes zwiſchen ſie getreten, ward er wortkarg, tat nicht mehr ſchön mit ihr, und eines Tags geſchah es, daß er

Digitized by Google

zum Adler ging und heimkehrte mit einem Rausch. Schämte sich aber so, daß er die Woche mit keinem ein Wort sprach. Doch am Sonntag hielt es ihn nicht auf dem Hof, und er ging wieder ins Wirtshaus.

Da gab es aber eine Dirn, die hatte Haar, schwarz wie der Adler draußen am Schild. Die sprach zu ihm: „Gelt, du magst nur die Blonden?“

Der Bauer ward rot unter seiner sonnverbrannten Haut, stand auf und ging, aber er kam wieder. Bald saß er jeden Abend im Adler, und nun schwiegen die bösen Zungen. Nur die Schwarze fragte wieder: „Gelt, du magst nur die Blonden?“

Da nannt' er sie „liab Dirn“ und strich über ihr Haar.

Doch wenn er heimkam, schaute ihn seine Frau traurig an.

Eines Tags beim Wein fragt' ihn die Dirn: „Wie heißt denn dein Weib?“

Der Hansl ward schier verlegen, denn er wußte es nicht, hatt' sich auch nie den Kopf über selbiges zerbrochen.

Als er es aber nicht sagen konnte, lacht' ihn die Dirn aus.

Sie mußt' es wohl berichtet haben, denn bald fragten die Leut': „Hansl, wie heißt denn dein Weib?“

Das tat ihn schwer giften. Aber er fragte nicht seine Frau. Nur wenn der Mondschein in

Digitized by Google

die Kammer fiel und es in seinen Händen zuckte, den Eid zu brechen, den er getan, nur einmal, daß er wüßt', wie's wär', da sann er drüber nach, wie's möglich gewesen, daß er nie nach dem Namen gefragt. ‚Schatzl' hatte er sie genannt und ‚liab Dirn' und ‚Madl' und ‚kloan Frau', wär' aber nie drauf kommen, einen Namen zu suchen, denn er hatte deren genug.

Der Winter ging, der Schnee schmolz im Tal, als hätten die Küh' die Erde rein abgeschleckt. Droben über dem Hof starrten die Schrofen wieder grau in den Himmel, es ward grün überall und warm, daß Bursch und Dirn hinausgingen und zu zweit unter den Büschen saßen.

Laut klang das Muhen der Kühe und ein Juchzer dazwischen; die Peitschen knallten wie Schießen im Gebirg.

Wieder stand Vollmond im Kalender. Der Hansl saß drunten mit der Schwarzen. Sie flüsterten mitsammen, und sie fragte nach seinem Weib. Da er nun getrunken, erzählt' er ihr, wie er einst versprochen, daß sein Weib immer sollt' schlafen mit heraushangendem Haar. Die Dirn aber riß die schwarzen Augen auf: „Hast mi gern?"

Hansl blickte sie an mit weinseligem Gesicht; da verlangte sie, er sollt' ihr zeigen, wie lieb er sie hätt'. Selbige Nacht müßt' er das Haar nehmen und aufs Kissen legen.

Aber er dachte an seinen Eid: „I kann nit!"

Digitized by Google

Die Schwarze ſtand auf und ließ ihn allein ſitzen.

Zornig ging er davon, ſetzt' ſich an ſeinen Hof, und als es Nacht ward, blieb er noch immer draußen ſitzen, denn er mochte nicht in die Kammer, ſonſt hätt' er der Schwarzen den Willen getan.

Am nächſten Tag fragte ſie ihn, ob er den Wunſch erfüllt hätt'. Als er es nicht ſagen konnte, höhnte ſie ihn, ſein Weib hätt' keinen Namen; er möcht' ſie doch fragen, wie ſie hieß. Während er die Ochſen hinaustrieb zum Pflügen, ſtand ſein Weib am Brunnen und wuſch. Der Sonnenſchein fiel ſo blendend auf ihr güldenes Haar, daß er nicht hinſchauen konnt', und wie er die Ochſen vorbeitrieb, blieb er einen Augenblick ſtehen: „Wie ſoll ich dich heißen? Haſt mir noch nie deinen Namen nit g'ſagt."

Die Frau aber ſah ihn an, traurig, wie ſie nie geblickt: „Wärſt einſt nit um an Namen verlegen geweſt."

Er ärgerte ſich und trieb die Ochſen fort.

Als die Tiere ſo hingingen mit tiefer Stirn in ihrem langſamen, ſchweren Tritt über den ſchwarzen Acker und der Bauer hinter ihnen den ſcharfen Pflug in die Erde drückte, dicht unter den Schrofen, klang plötzlich eine Stimme von oben herab:

„Jochtrager, Stiertreiber! Sag' zur Stutzamutza, die Rauchrinda iſt tot."

Digitized by Google

Dem Bauer lief es über den Leib. Er blinzelte empor zu den Schrofen, aber die Sonne blendete gleich ſeines Weibes güldenem Haar.

Nachdem er die Ochſen in den Hof gebracht, lief er zum Adler und ſprach zur Schwarzen: „Nun weiß i, wie ſie heißt.“

Dann ging er heim.

Es war aber juſt wieder Vollmond, und wie der Hansl daheim in die Kammer trat, die Scham auf den Wangen, und ſtill ſich legen wollt', ſpielte das Mondlicht auf dem gleißenden Haar ſeines Weibes. Da tat er eins zum anderen, trat heran, hob das weiche, güldene Haar, das ſo ſchwer floß, daß er es kaum heben konnte, und legt' es aufs Kiſſen.

Jäh ſprang die Schlafende auf, Tränen ſtürzten aus ihren Augen, und ſie ſprach: „Weißt du, was du mir geſchworen haſt?“

Wohl kam die Reue über ihn, daß er weinend vor ihr niederſank, doch ſie wehrte mit der Hand: „Nun kann i nimmer bleiben!“

Dann ging ſie in die Kammer nebenan, trat an die Betten ihrer Kinder, küßte ſie auf die Stirn und ſprach zu ihrem Mann: „Leb wohl!“

Als er aber nach ihr greifen wollte und ſie halten, hat er in die Luft gefaßt, und wo einſt ihr güldenes Haar über den Bettrand iſt gefloſſen, ſchien nur noch der kalte Mondenſchein.

Und ſie blieb verſchwunden für ewige Zeit.

Digitized by Google

Nur bisweilen kam sie zu ihren Kindern, wusch, kämmte und herzte sie, doch keiner hat sie gesehen, aber die Kleinen haben's erzählt am Morgen, und man mußt' ihnen halt glauben.

Bald ging die Wirtschaft zurück, denn der Bauer sah nicht mehr nach dem Feld, und Mägde und Knechte taten nach ihrem Sinn. Er saß nur immer in der Kammer ganz allein, und wenn der Mond schien, tastete er und suchte im Licht das güldene Haar und konnt' es nicht finden.

Eines Tags aber war er verschwunden, und man fand ihn droben unter den Schrofen; er muß wohl abgestürzt sein.

Von der anderen Seite des Tales aber hörte man laut hinaus weinen.

Digitized by Google

Der Fund an der Via Appia
(1485)

Digitized by Google

Filippino Lippi, des Fra Filippo kunstfertiger Sohn, bewegte heftig die Hand auf und nieder, die Farbspuren wies von der emsigen Arbeit vor der Mittagspause:

„Nein, lieben Freunde, ich bleibe dabei, der heilige Vater muß seine Künstler gut halten, oder er hat keine."

Pinturicchio warf die langen schwarzen Locken zurück unter dem roten Barett und lächelte über das ganze Gesicht:

„Seine Heiligkeit braucht Geld für seinen Sohn. Hört, was erzählt wird. Vierzehntausend Gulden hat er an Kardinal Riario im Spiel verloren."

„Der Papst?"

„Nein, Herr Franceschetto Cibo, unseres gnädigen Herrn Sohn!"

„Nun, laßt sehen, was der Kardinal mit dem Gelde anfangen wird!"

Pinturicchio lachte:

„Es wieder verlieren!"

Filippino Lippi ballte die Faust:

„Und die Künstler gehen leer aus. Perugino, Ihr sagt nichts?"

Pietro Vanucci, der Perugino genannt, schmunzelte vor sich hin:

Digitized by Google

„Ich bin mit meinem Herrn zufrieden! Gott erhalte Seiner Herrlichkeit offene Hand!“

„Ja, wer für Seine Exzellenz Giuliano della Rovere schaffen darf! Ihr seid ein Glücksvogel!“

Die drei Maler setzten sich auf ein umgestürztes Säulenkapitäl in die Sonne. Rücken an Rücken. Pinturicchio verschränkte die Hände im Nacken und gähnte. Wie er sich zurückbeugte, stieß er den Perugino an den Kopf, und dieser, der älteste der drei, dessen Gehilfe Pinturicchio war, rief ärgerlich:

„Wollt Ihr ruhig sitzen, Bernardino?“

Bernardino Betti, Pinturicchio geheißen, machte ein feierliches Gesicht und faltete ergeben die Hände, indem er die Daumen umeinander kreisen ließ. Dann blinzelte er die Straße hinab, während Filippino und der Perugino ihr Gesicht zum Kapitol gewendet hatten.

Da hob der junge Maler die schläfrigen Lider. Was kam dort? Menschenmassen drängten sich in dichtem Gewimmel und frohem Farbenspiel. Schreien klang, Jubeln, dann war wieder alles still. Und die Menge schob sich lautlos vorwärts. Nur das Scharren am Boden hörte man. An den Fenstern erschienen Köpfe. In den Türen Gestalten. Fing die große Prozession der heiligen Katharina schon an? Alles reckte die Hälse. Etwas ward getragen: langsam, wie eine schwere

Digitized by Google

Laſt nicht eilen kann, vorſichtig, als käme etwas Gebrechliches daher, feierlich, gleich dem Nahen unſäglicher Herrlichkeit, wenn nicht gar der Gottheit ſelbſt. Das Volk hielt die Geſichter zu dem gewendet, das man trug.

Pinturicchio ſprang auf. Meiſter Perugino, ſchon eingenickt, kippte nach hinten und ſchimpfte:

„Bei der heiligen Jungfrau, Bernardino, laß das bleiben!“

Filippino Lippi rief:

„Sie bringen etwas zur Prozeſſion!“

Aber Perugino meinte:

„Sie haben gewiß wieder ein altes Götterbild ausgegraben. Laßt ſehen, was es iſt. Eine Venus oder ein Mars?“

Dann liefen die Maler wie die Schulbuben um die Wette dem Zuge entgegen, der eben zum Kapitol abzog. Pinturicchio klopfte einem feiſten, ſchwer atmenden Mann auf die Schulter:

„Sagt, Meſſer Bartolomeo, was iſt?“

Der Angeredete wandte ſich um. Man ſah ein ſpeckiges Geſicht, auf dem ſich der abgenommene Bart bläulich abzeichnete.

„Ah, Ihr, junger Meiſter? Nun, lombardiſche Maurer haben an der Via Appia ein antikes Grabmal geöffnet. Nicht, daß ſie alte Bildwerke geſucht hätten, wie es jetzt an der Übung iſt. Nein, ſie mußten eine Arbeit verrichten für das

Digitized by Google

Kloſter Santa Maria Nuova. Kommt mir nach. Ich will euch den Sturmbock machen.“

Er ſchob ſich durch das Gedränge unter hundert Flüchen der Schwächeren, die er ſtieß. In ſeinem Fahrwaſſer folgten die beiden Maler, zu denen ſich Perugino gähnend geſellt.

Der Zug hielt. Wohl zwanzig Männer trugen einen Marmorſarkophag. Sie ſetzten ihn nieder und wiſchten ſich die Stirn. Da der dicke Bartolomeo die Ausſicht verdeckte, hob Filippino den Pinturicchio am prallen Hoſenboden hoch. Der Maler blieb einen Augenblick in der Schwebe und rief:

„O du heilige Gnadenmutter, wer hat das gemacht?“

Dann ſank er wieder herab hinter des Dicken breiten Rücken, denn Filippino konnte ihn nicht mehr halten. Seine großen ſchwarzen Augen ſtarrten wie Kohlen:

„Wißt ihr, wer da liegt? Da liegt auf ſteinernem Sarge eine holde Göttin, als ob ſie gleichſam lebte. Nur iſt keine lebendige je ſo herrlich wie dieſes Bild. Wer das gemacht hat, iſt ein großer Meiſter geweſen!“

Aber ſchon hatten die Träger den Steinſarg aufgenommen. Die Maler folgten. Perugino nur widerwillig, denn er liebte es nicht, ſich abzumühen in der Menge.

In der Halle ward der ſchwere Marmorſarko-

Digitized by Google

phag niedergesetzt. Pinturicchio neigte das nun leicht gerötete Gesicht zum Stein, daß ihm die schwarzen Locken über die Wangen fielen. Er fuhr empor:

„Wißt ihr, ihr Herren, was da steht? Gemeißelt steht? ‚Julia, Tochter des Claudius!' Wer sagt, das habe eine arme Künstlerhand gebildet? Des Schöpfers Hand schuf daran. Hört: was da vor uns liegt, diese Julia hat einst gelebt!"

Sie beugten sich nieder alle rundum, auf ein holdes, kaum erblühtes Mädchenangesicht, das zu schlafen schien. Es war bleich, vielleicht von der Jahrhunderte Staub. Nur die Lippen waren leise rötlich gefärbt. Und wie sie ein wenig klafften, schaute daraus eine Perlenschnur von Zähnen. Das rabenschwarze Haar, im Nacken zum Knoten vereinigt, lag in goldenem Netze gefangen. Kohlschwarz umsäumten lange Wimpern die schlummernd geschlossenen Augen. Um den Mund aber spielte unendlicher Liebreiz, daß die Männer die Lippen schürzten, gleichsam in Gedanken sie auf den Mund des Mädchens pressend, die Weiber sie aber geschlossen hielten, denn die dort lag, war schöner als eine von ihnen. Alle aber, die hinzutraten, einer nach dem anderen, das Wunder des toten, nein, nur schlafenden römischen Mädchens zu schauen, nahmen Barett, Hut, Mütze, Kappe ab, als träten sie in ein Heiligtum.

Digitized by Google

Gleich freſſendem Feuer, das bei Sturm von Haus zu Haus überſpringt, hatte ſich die Nachricht in Rom verbreitet. Die Schneider ließen die Gewänder liegen, die doch heute noch fertig ſein ſollten zum großen Feſt des Kardinals Riario. Maurer mit kalkbeſpritzten Kleidern, Zimmerleute, noch Späne am Schurz, Steinmetze, den Marmorſtaub in den Falten der Röcke, kamen vom Belvedere, das der heilige Vater errichtete. Die Händler ſchloſſen die Gewölbe. Die Kaufleute ihre Läden. Alles lief, das römiſche Mädchen zu ſchauen. Unabläſſig brandete die Menge zum Kapitol hinan. Die Sonne lachte nieder vom ſtahlblauen Himmel auf das Gewimmel froher Farben. Weiber kreiſchten, wenn im Gedränge kecke Burſchen ihnen nicht ohne Abſicht zu nahe kamen. An der Ecke ſtanden Straßenſänger, das Volk anzulocken mit ihren Liedern zu viola da gamba, Lyra und Laute. Sie waren gekommen zur großen Prozeſſion der heiligen Katharina und ſangen nun, da die Heilige vergeſſen ſchien, improviſierte Lieder vom ſchönen römiſchen Mädchen. Ein alter, grell bemalter Kerl ſtand auf einem umgeſtürzten Faß. Er erzählte von der Auffindung der göttlichen Leiche wie von unſerem Herrn und Heiland.

Und das Volk jubelte ihm zu:

„Sie lebt, ſie ſchläft nur im ſchönſten ſchwarzen Haar.“

Digitized by Google

Darüber erboſten ſich ein paar junge Frauen, blond gefärbt, es den Buhlerinnen nachzutun, denn die gaben den Ton an. Und ein junger Lebemann im langen Lockenhaar, künſtlich blond wie ſie, ſchimpfte mit ihnen. Da rief ein Spaßvogel aus der Menge:

„Iſt er nicht ſchön, der Semmelblonde? Er will gewiß der ſchlafenden Julia Herz brechen!“

„Julia?“

„Julia, die römiſche Heilige.“

Auf den Plätzen, an den Straßenecken begann das Volk zu tanzen. Ein paar Bettelmönche in zerriſſenen braunen Kutten waren um ein Mädchen, dem ſie nachgeſtiegen, in Streit geraten. Ein großer Burſch mit blitzenden Augen ſchrie ihnen zu:

„Betet lieber, ihr dreckigen Narren!“

Ein Schneider, klein, verhungert, mit eingefallenem Geſicht, miſchte ſich darein:

„Sie ſtehlen uns das Geld aus der Taſche. Wir ſollen ſie füttern, und ſie ſind doch allein. Wir müſſen aber unſere Familie ernähren.“

Da höhnte der große Burſche:

„Seid nicht einfältig, ſie wollen eben Familie haben, Euer Gnaden!“

Eine der Kutten hob drohend den Arm. Sofort fielen die Burſchen über das Mönchlein her, doch es duckte ſich und verſchwand unter der Menge.

Es ſtanden aber rund um den Platz Gerüſte

Digitized by Google

für den Trionfo der heiligen Katharina, dicht verhängt, denn man ſollte die Maſchinen nicht ſehen und die Drähte, an denen die Engel auf und nieder ſchwebten. Aber die Buben, ſonſt durch die Ritzen des Podiums ſpähend nach den Eſeln, die darunter verborgen die Scheibe drehen mußten, darauf die Figuren ſtanden, glitten jetzt durch das ſich ſchiebende Volk frech den ehrbaren Weibern zwiſchen den Beinen dicht dem Boden hin. Nur um ſchneller vorwärts zu kommen, das römiſche Mädchen zu ſehen. Ja, die Darſteller, ſchon in Engels- und Heiligengewändern, roſig geſchminkt, mit langen Perücken, liefen davon, hinauf zum Kapitol.

Nun hingen aus den Fenſtern der Straße, wo die Prozeſſion ſchreiten ſollte, die Teppiche traurig herab. Das große Schattentuch vor dem Palaſte an den Apoſtoli des Kardinals Giuliano della Rovere war noch nicht feſt geſpannt. Aber die Handwerker wollten das römiſche Mädchen ſehen, die neue Gottheit, die heilige Julia. Als nun ein Windſtoß kam, fing er ſich im Sonnenſegel, hob es hoch, die Stricke riſſen und das Tuch ſank herab, eine rieſige Blaſe, die ſich am Boden zur Seite legte und langſam die Luft entweichen ließ.

Ein Reiter, von Bewaffneten umringt, kam eben daher.

„Platz für Monſignore della Rovere!“

Digitized by Google

Das Volk wich unwillig zur Seite. Der Kardinal sah hinüber zur Kirche, der heiligen Katharina geweiht, die verlassen dalag, schaute zum Gerüst für das Mysterium, wo keine Hand sich rührte, während die Wirtshäuser vom Johlen und Schreien der Menge hallten. Sein scharfes Gesicht ward kraus. Er zog die Oberlippe ärgerlich ein, daß am Kinn der volle Bart sich sträubte wie das Haar eines gereizten Tieres. Mit seinen scharfen Augen unter den buschigen Brauen hatte er die Maler entdeckt. Nur Pinturicchio fehlte.

„Perugino!"

„Euer Herrlichkeit zu Diensten?"

„Sucht Ihr den Moses zu meinen Fresken auf der Gasse? Oder den ewigen Vater im Volksgewühl? Wo ist Euer Gehilfe, mein Maler Pinturicchio?"

Filippino Lippi übernahm die Antwort:

„Euer Exzellenz zu dienen, er ist bei dem römischen Mädchen, die sie die Heilige heißen."

Der Kardinal ward im Zorn so rot wie sein Gewand:

„Zum Vatikan, ihr Herren!"

Ein junger Priester neben ihm meinte leise:

„Seine Heiligkeit will nicht gestört sein. Monsignore, der Zorn des heiligen Vaters möchte Euch treffen."

Giuliano della Rovere blitzte ihn an:

Digitized by Google

„Der heilige Vater hat keinen Zorn. Aber ich will ihn wecken!“

Und er gab seinem Rosse die Eisen.

Nun wuchs aber Lärm und Toben. Es war, als habe in der ganzen gewaltigen Stadt einer dem anderen erzählt von dem süßen Wunder der holden Heiligen. Das war ein schwärzliches Gewimmel von Tausenden und Tausenden auf dem breiten Platz. Das war ein Lachen und Kreischen, laut tönte Gesang, neue Hymnen der Volkssänger auf das römische Mädchen, schnell geboren, leicht aufgenommen, weitergetragen wie der Wind. Und immer trafen sich zwei Menschenströme, die hinauf zum Kapitol strebten, das Wunder zu sehen, die herunterkamen, neidisch von den Emporsteigenden betrachtet. Die fragten:

„Sagt, wie ist es damit?“

„Sie ist so wenig tot, wie ihr oder ich. Sie schläft. Schläft wohl seit Hunderten von Jahren.“

„Dann muß ein Zauber dabei sein.“

Einer flüsterte es dem anderen zu, es ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr. Dann wußten sie schon zu sagen: „Nägel wachsen ihr, und das Haar.“

Man raunte sich etwas zu von einem weißen Pulver, das ihr gegeben worden, und die Leute begannen ein Kreuz zu schlagen und blickten sich erschrocken um.

Ein altes Weib, voller Runzeln, braun wie

Digitized by Google

eine Hexe, mit dunklem Bart am Kinn, ließ sich auf einem Stuhl von zwei Burschen die Stufen zum Kapitol hinauftragen.

Sie schrie immer:

„Mit Verlaub, eine Kranke! Seht ihr nicht?“

Da erboste sich eine alte, dicke, schnaufende Bettel, die keuchend die Stufen nicht mehr hinauf kam:

„Was läßt sich die Alte schleppen? Ist sie doch nicht krank?“

Und aller Augen richteten sich auf das braune, runzelige, bärtige alte Weib. Was drängte sie sich so hinzu? Was ging es die an?

Die Dicke rief:

„Seht nur, wie die Leute ihr schon Platz machen müssen, als wäre sie der heilige Vater in eigener Person!“

Schon stürzten dem alten Weibe etliche nach:

„Was sucht Ihr dort oben?“

Die Alte richtete sich auf im Stuhl und warf die Arme:

„Was kümmert's euch?“

Da stieß man sich an unter der Menge:

„Sie will nicht antworten!“

Und es ward ein Geschrei um sie, denn die Burschen, die sie trugen, ereiferten sich. Das brachte Antwort. Einer schrie:

„Hexe!“

Was alt war und verschrumpft unter den

Digitized by Google

Weibern, ſenkte das Geſicht. Die Alte aber keifte, und als die Burſchen, die ſie trugen, geſtoßen wurden, zahlten ſie mit Schlag und Tritt.

Drohend ſtand ein Kerl vor ihr im grünen Wams, die Beinkleider geſtreift, das Hemd hing ihm aus den Schlitzen:

„Was wollt Ihr dort oben, Alte?“

Das bärtige Weib keifte ihn wütend an:

„Das Mädchen ſehen mit den ſchwarzen Augen.“

Der im Wams fuchtelte mit beiden Armen:

„Oho, ſchwarze Augen? Was, hat ſie die Augen nicht geſchloſſen? Wie weißt du mehr als wir und haſt ſie nicht geſehen?“

Als nun die beiden Träger den Stuhl aufnahmen, ärgerlich rufend: „Gebt Platz!“, ſchrien jene, die zur Seite weichen ſollten, wieder:

„Hexe, Hexe!“

In all den Hirnen hatte der Gedanke geſchlafen. „Hexe!“ brüllten ſie rundum. Die zunächſt ſtürzten ſich auf die Alte. Der eine Burſche, der ſie trug, fiel nieder. Stand auf. Ward abermals zu Boden geriſſen. Drohende Fäuſte. Der Stuhl fiel um. Die Alte ſchrie, überſchlug ſich, daß der Rock ſich ſtülpte. Ein Bein zuckte durch die Luft. Fäuſte ſtießen nieder. Blitz eines Auges, Wort und Schrei. Blitz einer Klinge, Stich und Schrei. Alles ſtürzte. Ganze Reihen

Digitized by Google

fielen hin. Einer über den anderen. Welche erhoben sich. Herabgezogen, verschwanden sie abermals. Weiber flohen, rissen mit, kamen zu Fall, griffen, sich zu halten. Flüche, Gebrüll, Sturz.

Wie eine Welle ging es durch die Menge auf der Treppe, die auf dem Platz. Von drüben brandete es heran. Die unten, die hinten konnten nicht sehen. Sie schrien:

„Was gibt es?“

Ein Summen und Murmeln ging von Mund zu Mund:

„Das römische Mädchen, die heilige Julia, wird herabgetragen. Die Träger sind auf der Treppe gefallen.“

Nun stürzte das Volk herbei, von allen Seiten. Wer halten wollte, ward vom Folgenden geschoben. Er wandte sich und schrie. Desto größer das Gebrüll. Das wogte hin und her, schob, stieß, wehrte sich, bedrohte einander. Klingen, Messer, Dolche zuckten durch die Luft. Ein gellender Schrei:

„Blut, Blut!“

Dann floh es nach allen Seiten. Floh von allen Seiten. Im Entsetzen davon. Ein Wirtshaus stand offen. Ein Deutscher hielt es. Dort hinein stoben sie. Der vorderste fiel, die anderen darüber hinweg. Am Eingang schossen die Frauen übereinander. Die Menge wich zurück, nun wie-

Digitized by Google

der die Stufen hinauf. Von oben kam der Strom entgegen. Alles ſtolperte und ſchlug zu Boden. Die Menge war aber ſo ungeheuer, daß die Woge des tödlichen Gedränges ſich verlief. Und während ſie oben Weiber, Kinder, Männer zertraten, während Dolch und Meſſer Einhalt gebot und das rauchende Blut über die Stufen troff, ſangen ſie unten und tanzten und drängten vorwärts, lachend Schritt um Schritt, um das römiſche Mädchen zu ſehen.

Am Kapitol ſprang Giuliano della Rovere vom Pferd. Die Partiſanenträger drängten das Volk zurück. Nur wenige blieben: die Tore wurden geſchloſſen. Der Kardinal trat an den Marmorſarg.

„Im Namen des allerheiligſten Vaters, bringt dieſe Gauklerin aus meinen Augen!“

Er ſtreckte heftig die Hand, in der er einen loſen Handſchuh trug, und das Leder traf das Geſicht des römiſchen Mädchens. Auf einmal zerfiel der Leib wie Aſche und Zunder. Der gewaltige Kardinal ſchritt hinaus, ohne ſich umzublicken, und ſah nicht ſeinen Maler Pinturicchio, der ängſtlich im Rocke ſein Skizzenbuch barg, darinnen er den Kopf feſtgehalten, den er ſo lange verzweifelt zu ſeiner heiligen Barbara geſucht.

Da tönten Kanonenſchläge. Ein Donnern und Kartaunen in aller Runde. Die Glocken fingen an zu läuten. Der Trionfo begann.

Bußprediger trieben die Menge zuſammen,

Digitized by Google

hinab auf die Straße zu Mysterien und frommen Spielen. Drohend klang über dem erschrockenen Volk ihr furchtbares:

„Buße! Buße! Asche aufs Haupt!“

Und dann die Worte des Friedens:

„La pace sia con voi!“

Digitized by Google

Begegnung

Digitized by Google

Die Musik hatte eben aufgehört zu spielen. Die Paare schritten hin und her, mit schwarzseidener Halbmaske, denn ohne diese wurde heute Abend nicht eingelassen. Die Herren hatten sie meistens abgelegt, aber die Damen behielten sie aus Koketterie, vielleicht auch, daß sie bei schöner Toilette oder Figur den glücklichen Umstand benutzten, um ein häßliches Gesicht zu verbergen.

Die beiden Freunde unterhielten sich über das Publikum. Herr von Rost, groß, blond, ein klein wenig ergraut und mit der leisen Fülle reifer Jahre, ließ am Gummiband die Maske spielend einen Kreis beschreiben und sagte zum Rittmeister a. D.:

„Wenn es so weitergeht, werde ich mich bald wieder drücken."

Doch der andere nahm ihn beim Arm:

„Nu sei kein Spaßverderber, paß' auf, es wird noch ganz nett werden."

„Ach, ich hab' diesen Rummel höllisch satt, was soll hier noch nett werden? Immer dieselben Weiber! Mir macht so was wahrhaftig keinen Spaß mehr. Ich müßte höchstens ein Glas Sekt trinken. Der gaukelt einem vor, was nicht ist."

Digitized by Google

Der Rittmeiſter hatte ſchon einen Kellner gerufen. Kurz darauf brachte er an ein kleines Tiſchchen eine Flaſche und zwei Gläſer. Die Freunde ſetzten ſich.

Doch Herr von Roſt war übler Laune: hier in Berlin fehle der nötige Mumm, da wäre denn doch ſo etwas in München ganz anders.

Der Rittmeiſter ließ ihn ruhig reden, die Hauptſache war, daß er ſitzen blieb. Inzwiſchen ſchimpfte der andere immer weiter, aber mit einemmal ſagte er: „Du, ſieh' mal, das iſt aber eine Figur!“

Er zeigte auf eine große Geſtalt, die unter all den hellen Kleidern dadurch auffiel, daß ſie ſchwarz war und nur einen weißen Phantaſiehut trug, eines jener Rieſenungetüme, wie ſie allein für ſolche Gelegenheiten gebaut werden.

Der Rittmeiſter blickte nun auch hin, und die Freunde zerbrachen ſich den Kopf, wer die ſchöne Perſon wohl ſein möchte.

Plötzlich war ſie verſchwunden.

„Da iſt ſie wieder!“ rief der Rittmeiſter.

In dieſem Augenblick hörte die Muſik auf; die Paare tanzten noch ein paar Schritt weiter, dann reichten die Herren ihren Damen den Arm, um die Nebenſäle zu gewinnen.

„Den Platz haben wir famos gewählt,“ meinte Herr von Roſt.

Da kam auch die große, auffallende Figur.

Digitized by Google

Es herrſchte ein ungeheures Gedränge. Die Menge ſtaute ſich: eine Gegenſtrömung entſtand.

Der Herr, der die große Dame geführt, ſprach einen Moment mit ein paar Vorüberkommenden. Es genügte, daß ihn der Strom unrettbar nach der entgegengeſetzten Richtung forttrieb. Er rief ſeiner Dame noch etwas zu, aber wie einer, der von einem reißenden Waſſer erfaßt wird, das ihn mit Gewalt weiterträgt, war er einen Augenblick darauf verſchwunden.

Die große Dame, gerade neben dem Tiſch der Freunde, richtete an Herrn von Roſt das Wort: „Mein Herr iſt mir abhanden gekommen, würden Sie wohl die Liebenswürdigkeit haben, mich in den oberen Saal zu führen?“

Herr von Roſt erhob ſich und bot ihr den Arm. Ihm war, als kenne er die Stimme.

Der Rittmeiſter brummte:

„Du haſt aber Schwein!“ Dann ſah er den beiden faſt eiferſüchtig nach, wie ſie die Stufen hinauf verſchwanden.

Herr von Roſt blickte, während er die Dame führte, auf ihre Schultern und ſagte eine Albernheit, die jedoch ausdrückte, was er empfand:

„Sie ſind die ſchönſte Maske heute Abend!“

Die andere gab mit der Stimme, die ihm wieder ſo bekannt vorkam, zurück:

„Ich bin alt und häßlich.“

Digitized by Google

Sie lächelte dabei, und ihre Augen blitzten aus den schwarzen Löchern hervor.

Er bückte sich zur Seite, um unter die Maske zu sehen: sofort drückte sie den Spitzenschleier, der am unteren Rande hing, fest. Immerhin hatte er bemerkt, daß ihr Hals glatt war:

„Sie sind jung! Wenn auch kein Backfisch, denn in dem Alter hat man noch nicht solch eine Figur."

Sie lachte:

„Ich bin auch früher ganz schlank gewesen!"

Wieder versuchte er unter die Maske zu sehen:

„Und wie lange ist das her?"

„Raten Sie mal!"

„Um eine runde Summe zu nennen, zehn Jahre!"

Sie blickte zu Boden:

„So lange kann es her sein."

Er machte eine schnelle Bewegung, ihre Maske zu lüften, doch sie war ihm zuvorgekommen und hatte die Hand wieder am Kinn:

„Bitte, das ist nicht erlaubt."

„Aber später legen Sie doch die Maske ab?"

„Nein, hier überhaupt nicht."

„Nur für mich."

Sie wurde ernst:

„Wenn Sie mein Gesicht sähen, würden Sie sich vielleicht nicht freuen!"

„Warum denn?"

Digitized by Google

Sie zuckte unmerklich die Achseln. Nun hatten sie einen Tisch erreicht, an dem eine Gesellschaft saß. Die Damen mit Maske, die Herren bekannte Schauspieler, die Herr von Rost sofort erkannte.

Die Dame machte eine leise Verbeugung:

„Ich danke Ihnen, Herr von Rost."

Er prallte förmlich zurück:

„Woher wissen Sie meinen Namen?"

„Das ist mein Geheimnis."

Sofort bat er:

„Kann ich Sie nicht noch einen Augenblick sprechen?"

„Wir sprechen ja zusammen!"

Er stammelte:

„Es ist zu kurz, und ich kann mich doch nicht mit hersetzen; Ihr Herr kommt wieder."

Sie lächelte:

„Der kommt nicht wieder. Er hat mich bloß einmal zu einem Tanz geholt."

Nun ward er eifrig:

„Ich habe drüben mit einem Freunde einen Tisch. Darf ich Sie bitten, einen Augenblick bei uns Platz zu nehmen?"

Sie warf einen Seitenblick auf die Gesellschaft:

„Ich kann nicht gleich wieder fort, holen Sie mich später. In einer halben Stunde!"

Er machte eine Verbeugung und ging.

Digitized by Google

Der Rittmeister brummte schon, daß er ihn so lange allein gelassen. Er fragte, wer die Dame sei, ob eine dumme Pute oder geistreich; aber Herr von Rost sprach nicht davon, daß ihn die Dame beim Namen genannt, obgleich er sich den Kopf darüber zerbrach. Wenn er ein Mann der Öffentlichkeit gewesen wäre; aber so war er doch nur ein Unbekannter, ein Lebensbummler — leider; es gab Stunden, wo er Ehrgeiz besaß: wer zwanzig Jahre lang aber nur in Diners, auf Bällen, als Schürzenjäger sein Genüge gefunden, der konnte nun nicht mehr als Vierziger einen Sprung tun in die Öffentlichkeit, ja nicht einmal zu einer geregelten Tätigkeit. So hatte er sich heute unbefriedigt, gelangweilt gefühlt, als nun wie ein Rückfall diese Maske mit den runden, vollen Armen, der wunderbaren Schulterlinie, dem schweren, dunklen Haar vor ihm stand: sein Leben schien für den Moment wieder Zweck zu haben. Vielleicht so lange, bis auch diese erkannt war, er abermals vor der öden Erkenntnis stand, daß er sich noch immer, was andere in den Zwanzigern abtaten, als alter Trottel auf öffentlichen Bällen herumtrieb. Herr von Rost blickte unausgesetzt nach der Uhr, ob die halbe Stunde vorbei wäre, und plötzlich fühlte er das Bedürfnis, sich seines Freundes zu entledigen:

„Du, höre mal, ich will versuchen, mich an den Tisch der Unbekannten heranzuschlängeln. Ich

Digitized by Google

glaube, das beſte wäre, wir nähmen gleich Abſchied, vielleicht treffen wir uns ſpäter wieder."

Der Rittmeiſter war ärgerlich, allein bleiben zu ſollen:

„Wenn ich das gewußt hätte! . . . Na, meinetwegen, aber wenn du mal wieder auf einen Ball willſt, dann ſoll mich der Deubel holen, wenn ich mitgehe. Es iſt wirklich wahr, man verabredet ſich . . ."

Er brummte noch, die Freunde ſchüttelten ſich die Hand und trennten ſich. — —

Je länger er mit ihr ſprach, deſto mehr fing er Feuer. Er fragte unausgeſetzt, woher ſie ſeinen Namen hätte. Aber ſie zuckte nur leiſe die Achſeln. Wenn ſie fühlte, daß er ſie nicht mehr anſah, ruhten ihre Blicke auf ihm, und unter den über das Kinn hängenden Spitzen lag ein Zug wie Leid und Seligkeit.

In einer Ecke pflanzte er ſich vor ihr auf, als wollte er ihre Flucht verhindern:

„Nun ſagen Sie mir endlich, kenne ich Sie etwa?"

Die Dame antwortete langſam:

„Sie haben mich gekannt."

„Wann denn?"

Sie ſchien zu rechnen:

„Vor neun Jahren und vier Monaten."

Er ſagte, indem allerlei Geſichter, ein Leichenzug, vor ſeinen Augen vorüberflogen:

Digitized by Google

„Neun Jahre und vier Monate, das ist lange her!“

Er überschlug die Zeit noch einmal. War es der Wein, kam es von den vielen Frauengestalten, die durch sein Leben gegaukelt waren, kurz, es gelang ihm nicht, sie wiederzufinden, bis auf einmal die Erinnerung kam an ein fast eckiges Mädchen, das ihn angezogen durch das liebe, ovale Gesicht, durch dunkle, große Augen, während sonst eigentlich das lang aufgeschossene Ding nichts Besonderes gehabt.

So verliebt war er gewesen, daß er zwei Jahre lang an keine andere gedacht hatte, als an die kleine Statistin von der Friedrich-Wilhelm-Stadt.

Er sah sie immer deutlicher wieder vor sich, die für die mangelnde Fülle zu hohe Gestalt mit den dünnen Ärmchen; die der Regisseur, wie sie ihm weinend gestanden, gewöhnlich hinter den anderen verbarg, weil ‚das dürre Jammergestell‘ vorn nicht wirken könnte.

Mit Tränen, die aus den dunklen Augen gleich Sturzbächen niederstürzten, hatte sie da gesagt:

‚Ich muß recht viel essen!‘

Eine Art Mastkur war begonnen worden, schlug aber nicht an. — Und nun diese volle Gestalt? Nein, sie war es nicht! —

Die Maske sagte mit mädchenhaftem Ton-

Digitized by Google

fall, indem sie den Fächer hob, als wolle sie ihm über die Wange streichen:

„Mein kleiner Fritz!“

„Grete? Grete, meine kleine Grete, lebst du denn noch? Ich habe gemeint, du wärst tot!“

„Ich bin nicht tot, Fritz. Ich glaube freilich, damals hättest du es gewünscht!“

Er sprach dagegen, doch sie antwortete traurig:

„Ja, ja, du wolltest mich los sein. Ich habe dir den Gefallen nicht getan, ich bin sogar . . .“

Nun sah man ein Lächeln um ihren Mund:

„Ich bin sogar dick geworden. Ich würde nicht mehr hinten stehen müssen, Fritz! Ich stehe auch nicht mehr hinten. Nein, ganz vorn auf der Bühne, allerdings nicht hier, daher weißt du es nicht. Ich habe auch den Namen geändert.“

Dann erzählte sie ihm, sie sei in Köln an der Oper: dem Namen mit italienischem Anklang hörte man das Gemachte an. Er hatte ihn hie und da in der Zeitung gelesen als den der berühmten Wagnersängerin, aber nie geahnt, daß Grete Müller sich darunter verbarg. Er hatte gemeint, sie sei tot. Ihm war erzählt worden, sie hätte, weil sein Nachfolger sie verlassen, einen Selbstmordversuch gemacht und sei dann im Krankenhaus gestorben.

Ein Selbstmordversuch um einen anderen, das war ihm in seiner Selbstsucht eine Erlösung gewesen, denn es war zwischen ihnen kein mähliches

Digitized by Google

Auseinanderlaufen gewesen, sondern sie hatte davon gesprochen, ihn zu töten mit ihr zugleich.

Das Paar blieb in der Ecke stehen. Sie mußte ihm ihre Geschichte erzählen: lang, traurig, wie sie herumgeirrt, nachdem er mit ihr gebrochen, wie sie endlich einen Mann gefunden, der ihr Gesangunterricht erteilen ließ, wie aber eines Tages doch die Verzweiflung sie gepackt und sie jenen Selbstmordversuch gemacht, von dem er gehört hatte, nur aus Liebe zu dem ersten, in dem sie ihren Herrn und Meister gesehen, einen, an dem kein Fehl war, und der ihr doch eines Tages erklärt: ich liebe dich nicht mehr, mach', daß du fortkommst!

Sie erzählte, wie sie sich im Krankenhause erholt, und daß jener Herr, der für sie gesorgt hatte, ihr noch die Mittel gegeben, das Studium zu beenden, aber sich von ihr gewendet, da er ein ruhiger Mann gewesen, der keinen Skandal wollte.

Herr von Rost stand vor ihr mit niedergeschlagenen Augen, in seiner Selbstsucht nackt, wehrlos dieser Frau gegenüber, weil sie keinen Vorwurf erhob.

Hätte sie das getan, er würde sie vielleicht haben stehen lassen. So aber schmeichelte sie ihm die einzige wirkliche Leidenschaft, die er empfunden, mit dem traurigen Klange dieser einst geliebten Stimme in sein Herz zurück.

Digitized by Google

Er fragte, ob sie denn nie wieder in Berlin gewesen wäre.

Nein, heute zum erstenmal. Sie sei von einem Ehepaar, das mit ihr in Köln verpflichtet gewesen, auf ein paar Tage eingeladen worden; die Freunde säßen drüben:

„Ich will jetzt gehen. Leben Sie wohl!"

Das ‚Du' der ersten Erregung war wieder der förmlichen Anrede gewichen. In seinem öden Genußdasein lächelte wie ein freundlicher Schimmer der Gedanke, er könne nach Köln fahren, in der Loge ihren Triumphen beizuwohnen. Ein Gefühl befriedigter Eitelkeit überlief ihn:

„Ich sehe Sie doch wieder?"

Sie schüttelte den Kopf, doch er nahm ihre Hand und zog sie verstohlen an die Lippen. Er flehte, sie müßte ihr Gesicht zeigen, ob ihre Augen noch leuchteten wie einst, er wollte ihren Mund sehen, den er so viel tausendmal geküßt. Unschlüssig preßte sie die Lippen aufeinander. Endlich ward sie schwach:

„Sie sollen mir einmal erzählen, wie es Ihnen diese langen Jahre gegangen ist. Ich habe nie nach Ihnen gefragt, ich weiß nichts. Ich habe an meine Vergangenheit nie wieder gerührt, und es soll auch vorbei sein mit heute Abend, aber hören will ich von Ihnen. Mögen meine Freunde finden, was sie wollen, und mein Gott . . . ich kann ja tun, was ich will."

Digitized by Google

Plötzlich regte sich in ihm etwas wie Eifersucht:

„Sie sind jetzt . . . allein?“

Sein Ausdruck dabei war so sonderbar, halb ängstlich, halb ungläubig, daß ein Lächeln um ihren Mund spielte:

„Das glauben Sie wohl nicht?“

Er antwortete leise:

„Wenn Sie es sagen!“

Dann mußte er ihr den Arm geben und sie hinaufführen durch den Ball, wo sie vorhin gesessen, denn sie wollte ihre Freunde verständigen.

Es war niemand mehr da.

Der Kellner teilte mit, die Gesellschaft sei noch zu Hiller gegangen, sie möchte doch nachkommen. Die Damen und Herren hätten nicht länger warten wollen.

„Sind wir denn so lange fortgeblieben?“ fragte sie.

Er bestellte eine Flasche Wein, mehr um seinen Platz zu zahlen, aber als der Champagner Blasen warf, nahm er doch sein Glas, betrachtete den goldigen Trank, in dem eine Kristallsäule vom Boden zur Oberfläche stieg, und neigte es gegen sie:

„Unser Glück!“

Sie hob ihren Kelch:

„Unser vergangenes Glück, Fritz!“

Er zögerte, dann trank er. Nun mußte er berichten, wie er sein Leben vertan.

Digitized by Google

Er sprach ehrlich von seinem Hin- und Hertaumeln in Berlin von einer zur andern, ohne Zweck, fast ohne Vergnügen. Aber wie er fortschritt in seinem Bericht über ein eigentlich elendes Dasein, begann er zu posieren, und es klang, als hätte ihn die Erinnerung an sein Verfehlen diesem Mädchen gegenüber unausgesetzt verfolgt, während er sie in Wirklichkeit doch fast vergessen hatte.

Sie hörte zu, halb glaubte sie, halb nicht, aber sie sah nur in ihm den Mann, den sie nie hatte vergessen können, da er der erste gewesen.

Und wie so die Vergangenheit heraufbeschworen ward, schien es, als schlinge sich leise wieder das Band, das sie einst verknüpft.

Begehrenswerter dünkte sie ihm jetzt, entwickelt in voller Schönheit. Immer mehr setzte sich der Gedanke in ihm fest, dort wieder anzuknüpfen, wo er vor beinahe zehn Jahren aufgehört.

Sie hob einen Augenblick die Maske, und er sah die einst geliebten Züge, wie sie ihm in der Erinnerung standen, nur runder: aus dem mageren Mädchen war das erblühte Weib geworden.

Sie betrachtete ihn mit gerührtem Blick, nicht zürnend jenem, der doch ihre Jugend verdorben, sondern als sei noch etwas von der alten Liebe in ihrem Herzen wach.

Es war leer um sie geworden. Der Kellner drehte ihnen den Rücken und blickte gähnend in den Saal hinab.

Digitized by Google

Da näherte sie sich dem einst Geliebten und streichelte sein dünnes Haar, wie sie es einst gestreichelt:

„Sie sind grau geworden!“

Er mochte nicht an das nahende Alter erinnert sein:

„Man kann doch nicht ewig jung bleiben!“

Sie war ganz traurig:

„So meine ich es doch nicht!“

Sie blickte ihn immer noch an, als könnte sie sich nicht satt sehen, und nahm seine Hand:

„Gott, bin ich glücklich gewesen!“

„Und du warst mir nicht böse?“

„Böse nie, traurig, verzweifelt, sonst hätte ich doch nicht versucht, meinem Leben ein Ende zu machen.“

Sie erzählte ihm von jener dunklen Stunde, wo sie Hand an sich gelegt:

„Ich muß immer daran denken, ich kann ja nicht anders, denn ich fühle doch die Narbe.“

Und mit einer natürlichen Bewegung zeigte sie dem, um dessentwillen sie so Entsetzliches erlitten, das Wundenmal, das sie als ewiges Gedächtnis mit sich herumtrug.

Sie lockerte das Kleid, schob es herunter, und auf der rechten Brust erschien eine kleine Narbe.

Es war nichts Theatralisches dabei. Ihm aber ließ der Anblick des Males auf dem runden weißen Fleisch das Blut durch die Adern schießen. Er beugte sich nieder, die Stelle zu küssen.

Digitized by Google

Doch sie drängte ihn zurück, sie verstand ihn gar nicht. In ihrem Ausdruck war nichts als eine rührende Mahnung: siehe, das habe ich um dich gelitten! — Sie lächelte wehmütig:

„Es ist rechts! Ich habe gemeint, das Herz liege rechts, so dumm war ich!"

Sie hatte die Maske abgenommen:

„Es ist so heiß! Und es stört am Sehen!"

In ihrem Blick lag das Glück, den wieder zu schauen, dem sie noch immer dankbar war für seine Liebe, wenn sie auch inzwischen längst erstorben, ihn, der aussah wie früher, bis auf die größere Fülle, die kleinen Falten, das graue Haar, das ihr Auge der Liebe kaum zu bemerken schien.

Sie dachte nicht daran, daß er sie von sich gestoßen, als er sie satt bekommen, sie vergaß alles im Glück des Wiedersehens. Auskosten wollte sie diese wenigen Stunden, denn wenn sie sich trennten, ging ihr Lebensweg abermals auseinander und die Begegnung dieser Nacht würde in ihr zurückbleiben allein wie ein stilles Leuchten auf ihrem einsamen Wege.

Er aber sah nur die zur vollen Blume entwickelte Frauengestalt, die er einst als kaum reifende Knospe vom Strauche gebrochen, und seine Pulse fieberten nach ihr.

Es war spät. Sie band die Maske wieder vor. Sie gingen.

Er hing ihr den Abendmantel um. Der Por-

Digitized by Google

tier rief ein Auto, und beim Einsteigen flüsterte Herr von Rost dem Führer seine Adresse zu. Als sie in der halben Dunkelheit des Wagens saßen, nahm er ihre Hand, streifte den Handschuh zurück und küßte sie auf den Arm. Er bat sie schmeichelnd, die Maske abzunehmen. Sie legte sie ab, und er versuchte sich ihrem Gesicht zu nähern.

Sie sah ihn an mit wehmütigen Augen:

„Nein, das nicht!“

„Grete, darf ich dich nicht mehr küssen?“

Sie lehnte sich in die Ecke und schüttelte den Kopf. Er sah im Dunkel, während ab und zu Laternenschein aufhellend hereinfiel, ihre Augen, die auf dem Manne ihrer ersten Liebe ruhten, mit fast schwermütigem Ausdruck, und er las darin Falsches, so daß er sich ihr wieder näherte, Wange und Mund suchend.

Da fragte sie voller Angst:

„Wir fahren doch zu Hiller?“

Er meinte ausweichend:

„Die andern sind ja doch nicht mehr da.“

„Gewiß sind sie noch da.“

„Grete, kommst du nicht zu mir?“

Sie fuhr zurück und starrte ihn mit großen, schreckerfüllten Augen an.

Er fand tausend Worte, er bestürmte sie, doch sie zog sich immer weiter in ihre Ecke zurück, und mit einemmal setzte sie die Maske wieder auf:

„Die Erinnerung soll wenigstens rein bleiben.“

Digitized by Google

Betreten schwieg er. Sie befahl:

„Bringen Sie mich zu Hiller!“

Da fühlte er, daß zwischen ihrem Empfinden Welten lagen wie zwischen Reinheit und Schmutz, und war beschämt. Er gab sich einen Ruck, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief:

„Hiller!“

Während das Auto glitt, saßen sie stumm, jedes auf seiner Seite. Als sie ausstiegen und er sie bis zur Türe geleitete, sah er, daß Tränen unter der schwarzen Maske niederperlten.

Er biß die Lippen zusammen, er küßte ihr die Hand. Sie war verschwunden.

Dann warf er sich in die Ecke des Autos, ballte die Fäuste und fragte sich:

Womit habe ich sie denn nur gekränkt?

Digitized by Google

Der Witwer

Digitized by Google

Durch den Hauptweg inmitten des Friedhofes schritt der Trauerzug. Voraus schwankte der Sarg, mit Blumen bedeckt, die aus dem dunklen Grün leuchteten, gleich blühendem Leben. Und waren doch zum Welken bestimmt trotz ihrer Maienschöne, wie die junge Frau, die sie deckten, dahingegangen war in all ihrer Jugend. Ihr Mann folgte, ein kraftstrotzender, blonder Riese. Er ging unsicher, als sähe er nicht, wohin er trat. Sein Gesicht, die Lider, die starken Nasenflügel, waren leise gerötet; ab und zu räusperte er sich.

Hinter ihm drein folgten dunkelgekleidete Menschen. Rundum grünten die Gräber. Ein warmer Lenzeswind, Keime mit sich führend, strich über sie hin. Es war etwas vom Werden in den Lüften, als könne es heute nicht zum Tode gehen.

Der Geistliche stand am Kopfende des gähnenden Loches, darein die schwarzen Männer den Sarg hinabgelassen hatten. Er sprach von der dort unten und von jenem, der zurückblieb. Er sagte, die Liebe währe über das Grab hinaus, und ein Wiedersehen dort oben sei diesen zwei Menschen beschieden, die nichts auf der Welt gekannt als eines den andern.

Wie er das sagte, hoben sich die Blicke zu dem

Digitized by Google

großen Mann, dem die Augen übergingen. Dann schloß ein Gebet die Feier. Blumen sanken auf den Sarg, Erdschollen trommelten darauf, das Loch füllte sich, der Hügel wuchs, Kränze deckten ihn zu.

Der blonde Riese drückte Hände, hörte Worte, stand allein, wie fortan immer. Da sagte eine Stimme neben ihm:

„Komm, du kannst nicht hierbleiben!"

Ein kleiner Herr im Zylinder zog ihn fort, der willenlos folgte. Sie schritten durch das Eingangstor an alten Weibern vorüber, die Kränze feilboten, aus dem Frieden der Totenstadt in das Hasten des Lebens. Ab und zu verhielten sie ihren Gang. Dann wischte der Kleine sich die Stirn:

„Ja, es wird schon warm!"

Als sie an die Wohnung des Witwers gekommen waren, erklärte der, er ginge noch ein Stück mit, und nach einem Umwege in die nächsten Gassen standen sie bald wieder vor dem Haus. Aber der große Mann blickte wie in geheimer Angst zu den Fenstern auf. Sein Freund redete ihm zu:

„Du solltest dich ein wenig hinlegen!"

„Das kann ich nicht!"

„Sei vernünftig, du bist übermüdet. Du solltest ein bißchen schlafen!"

„Ich kann in der Wohnung nicht allein sein! Jetzt noch nicht!"

Digitized by Google

Da nahm der Kleine des andern Arm, und sie gingen wieder eine Strecke, aber bald meinte er, die Frühlingsluft mache so müde, er könne nicht länger laufen. Sie hatten beide noch nicht gegessen, so traten sie in ein Restaurant und bestellten. Aber es war ein trauriges Mahl, denn der große blonde Mann stützte die Wange in die Hand und wollte nichts essen. Der Freund redete ihm zu, der Körper fordere auch sein Recht. Da ließ der Große sich bewegen, wenigstens etwas zu trinken. Er leerte mehrmals sein Glas, und da es bei nüchternem Magen geschah, ward ihm warm.

Nun begann er leise, dem Freunde von seiner Frau zu sprechen. Er erzählte von ihrer Liebe, rührend, gleich der eines Kindes, von seiner Liebe zu ihr, die sein erster Gedanke gewesen, wenn er die Augen aufschlug, und abends sein letzter.

Das ganze letzte Jahr während ihrer Krankheit war er außer den Berufsnotwendigkeiten nicht aus dem Hause gekommen. Er schlief zwar in einem andern Raume, weil die Pflegerin bei ihr blieb, aber abends hatte er am Bette kniend ihre Hände gehalten, bis ihr die Augen zufielen. Dann löste er leise seine Finger aus der Verstrickung der ihren und schlich in sein einsames Gemach.

Und jetzt war er ganz allein! Ließ sich das ausdenken! Er goß in einem Zuge sein Glas hinab. Sie bestellten eine andere Flasche. Nun

Digitized by Google

brannte der Wein dem großen Manne in den Adern. Seine Augen wurden glänzend, halb von Tränen, halb vom Trinken. Er preßte dem Freunde die Hand, daß der das Gesicht verzog. Dann ward er ruhig und sagte nichts als vor sich hin ihren Namen.

Längst dunkelte es. Der Kellner hatte die Vorhänge zugezogen. Licht brannte. Der Freund sah nach der Uhr, wurde unruhig, wollte zahlen, und als die Rechnung nicht augenblicklich kam, erhob er sich: sein letzter Vorortszug gehe in sechs Minuten. Er empfahl ihm noch, bald heimzukehren, etwa wie eine Mutter ihren Sohn ermahnt, nicht so lange aufzubleiben, dann drückten sich die beiden die Hand, und der Kleine stürmte davon mit der Überzeugung, genug getan zu haben für einen Freund, den er ohnedies im letzten Jahre kaum mehr gesehen hatte.

Der Witwer wäre am liebsten auch nach Hause gegangen, doch er fürchtete sich vor der leeren Wohnung. Der Kellner, der die Brotkrumen vom Tisch wischte, begann ein Gespräch, sehr artig, fast untergeben, aber er störte den einsamen Gast. Um den Menschen los zu sein, bestellte er noch eine Flasche.

Als dann der Wein kam, trank er ein Glas um zu kosten. Er leerte ein zweites. Es tat ihm wohl und er vergaß einen Augenblick seine Einsamkeit. Seine Gedanken schweiften zurück zu den

Digitized by Google

Studentenjahren, wo er in luſtiger Geſellſchaft mancher Flaſche den Hals gebrochen hatte. Da ſchlich auf die geröteten Wangen für eine Sekunde ein Lächeln der Erinnerung, und ſeltſames Behagen durchſtrömte ihn nach den letzten langen Nächten mit ihrem Wachen und Bangen um ein erlöſchendes geliebtes Leben.

Das Lokal war leer geworden. Er wollte nach der Uhr blicken: es war gewiß ſchon ſehr ſpät; doch er konnte ſich nicht entſchließen. Am liebſten wäre er ſitzen geblieben, hier wo es hell und freundlich war. Er wollte nicht hinaus auf die dunkelnde Straße, heim in die einſame finſtere Wohnung, wo alles an den Tod erinnerte.

Da beſtellte er abermals eine Flaſche Wein, gleichſam ſein Platzrecht ſich zu erkaufen. Er ſchlürfte Schluck um Schluck, er geizte mit dem feurigen Naß, aber der Kellner hatte hinten das Licht ausgedreht und ging immer um den Tiſch herum, ob der Gaſt noch nicht an den Aufbruch dächte.

Endlich erhob er ſich und zahlte. Als er ſich im Spiegel am Eingang betrachtete, ſah er eine rieſige ſchwarze Geſtalt mit brennend rotem Kopfe. Wie er an die Luft trat, drehte ſich ihm alles. Er lächelte vor ſich hin: gut, dann konnte er noch nicht heimkehren.

Es war eine ſeltſam laue Nacht, wie im Sommer. Am Himmel, der gleich einem langen Stabe

Digitized by Google

zwischen den Dächern der hohen Häuser schimmerte, funkelten zitternd die Sterne. Ab und zu glitt ein spätes Auto vorüber. Nur wenige Menschen gingen auf den Bürgersteigen unter dem Licht der Gestirne, beim Schein der Laternen. Spätlinge allein, meist aber Paare, untergehakt, aneinandergeschmiegt.

Der große Mann blickte ihnen nach. In seinem weinentzündeten Gehirn kehrte immer der Gedanke wieder: es sind zwei und ich bin allein, nicht nur heute, sondern immer. Er, der während der Jahre der Krankheit seinen Freunden fremd geworden war, er, der sich schwer anschloß an neue Menschen: allein, allein!

Er ging langsamer. Wozu laufen? Wohin?

Da war es ihm, als spräche jemand zu ihm: ein weibliches Wesen. Das Gesicht konnte er nicht sehen. Der Eindruck war nur: ein Riesenhut.

Er ging langsamer, sie blieb gleichfalls zurück, kam in gleiche Höhe mit ihm und sagte abermals etwas. Machte der Wein ihm das Verständnis schwer? Er hörte Worte und begriff nicht. Nur den Hut sah er: auffallend, rot, mit gewaltiger, nickender Straußenfeder. Da war es ihm, als habe sie ihn etwas gefragt. Unwillkürlich sagte er:

„Wie meinen Sie?"

Sie kam näher, immer im Gehen. Er sah unter dem Riesenhut ein lächelndes Gesicht. Sie fragte:

Digitized by Google

„Janz allein?“

Das traf ihn wie seine eigenen Gedanken. Er blieb stehen, lehnte sich gegen die Wand eines Hauses und stammelte:

„Woher wissen Sie denn das?“

Die mit dem großen Hute grinste:

„Na, Sie haben doch niemand!“

„Nein, ich habe niemand! Niemand! Keinen Menschen mehr auf der ganzen Welt. Verstehen Sie? Ich bin ganz allein. Verstehen Sie? Ganz allein! Immer allein!“

Sie lachte:

„Na, immer wohl nich!“

Er ereiferte sich plötzlich:

„Nein, ich bin nun allein für mein ganzes Leben. Und werde allein bleiben mein ganzes Leben lang! Verstehen Sie? Wenn ich jetzt nach Hause komme, bin ich ganz allein.“

Er hatte die Hand bewegt, seine Worte unterstreichend. Nun kippte er vornüber:

„Hoppla, pardon!“

Sie streckte den Arm aus, wie um ihn zu halten, und nahm seine Finger. Er ließ sie ihr, während er sprach:

„Ich kann nicht nach Haus!“

„Brauchst du ja ooch nich! Bei mir is et janz nett!“

Dabei behielt sie seinen Arm, und sie gingen weiter. Er begriff den Sinn ihrer Worte nicht.

Digitized by Google

Nur das dunkle Bewußtsein lebte in ihm, daß er einen Menschen habe, sich mitzuteilen, und nicht mehr allein sei auf dieser ganzen weiten Welt. Sie gingen miteinander. Aber die Beine waren ihm schwer, und als die Straße sich zum Platze weitete mit Rasenflächen, Büschen und Sträuchern, setzte er sich auf eine Bank einem Marmordenkmal gegenüber, das irgendeinen unbekannten Herrn darstellte. Von einer Bogenlampe hinter ihm erhellt, warf er seinen Schatten just auf den Sitzplatz.

Der Witwer streckte sich und gähnte. Er hatte die Anwesenheit seiner Begleiterin fast vergessen. Die Nachtwachen lagen ihm in den Gliedern, der Wein machte ihn müde. Sein Kopf sank zur Seite, traf eine Schulter, einen Arm, blieb ruhen, und die Augen fielen ihm zu.

Er wurde gerüttelt. Eine Stimme sprach:

„Wir können doch nich hier sitzen bleiben!"

Dann zerrte jemand an ihm, und er sprang auf beide Beine. Man führte ihn davon. Sie stiegen in einen Wagen, er wußte nicht warum, er freute sich nur, daß er nicht zu gehen brauchte. Als der Wagen hielt, wollte er nicht aussteigen. Dumpf hörte er schimpfen. Weshalb? Jemand fragte ihn nach seiner Adresse. War er wieder auf dem Standesamt? Den Tod hatte er doch schon gemeldet! Er gab Straße und Hausnummer an. Dann fühlte er ein weiches Lager. Und es

Digitized by Google

war ihm wie zu Hause. Alles Grauen vor der einsamen Wohnung hatte er vergessen, er war zufrieden, denn nun brauchte er nicht mehr umherzuirren.

Er träumte. Seine Frau streichelte ihn, und er legte den Kopf an ihre Wange. Sie küßte ihn. In ihm war eine tiefe Glückseligkeit. Sein Weib lebte.

„Hab' mich doch mal 'n bißken jern! Du oller Holzklotz du!" sagte eine Stimme zwischen den Armen, die ihn umschlossen. Er bemühte sich, die schweren Lider aufzuschlagen, schüttelte Schlaf und Weindunst ab. Da erblickte er ein Gesicht. Seine Frau ... seine Frau war ja tot. Er hatte sie heute, nein gestern begraben. Wer war die? Und in dem Entsetzen, das über ihn kam, kehrte die Vernunft zurück. Da lag ja eine Fremde? Er erkannte sein Zimmer, sprang auf und rief:

„Hier? Bei mir?"

Das Mädchen lächelte ihn an, blinzelnd beim ersten Morgenlicht, das durch die Vorhänge fiel:

„Du wolltest ja nich zu mir!"

Er gewahrte in der Ecke auf einem Stuhl den entsetzlichen roten Hut mit der Straußenfeder. Da begriff er und starrte sie an, die seines armen, geliebten Weibes Stelle eingenommen, als erblicke er ein grauenhaftes Gespenst. Er schrie:

„Gehen Sie!"

Digitized by Google

Sie begann zu lachen, denn sie meinte, die Geister des Alkohols seien in ihm neu erwacht:

„Bist du komisch!“

Aber er fuhr in die Kleider mit zitternden Händen, den ungewaschenen Fingern von der Nacht, den geschwollenen Adersträngen durch den Wein. Er herrschte sie an:

„Hinaus!“

Sie richtete sich auf. Ihr Haar fiel herab. Sie strich es aus der Stirn mit einem schön geformten Arm, und sagte erregt, er habe kein Recht, sie schlecht zu behandeln. Ihm aber bebten die Kniee. Er hielt sich am Waschtisch und fragte wie vernichtet:

„Wie kommen Sie hierher?“

„Du hast mir doch mitjenommen.“

„Ich? Ich? ... Der ich ... Verstehen Sie ... Ich habe meine Frau verloren! Gestern! Verstehen Sie? Und soll eine von der Straße auflesen?“

Sie schrie ihn an:

„Wer hat mir uff die Straße jehetzt? Kerle wie du! Jawoll! Und du erzählst mir die janze Nacht, dat du alleene bist. Habe ick jemand? Wat? Ick bin janz alleene! Immer jewesen! Jawoll! Ick habe keene Eltern nie nich jehabt! Mir hat keener nich jeholfen! Aber ick jammere nich egal, dat ick alleene bin!“

Dann griff sie nach ihren Sachen, fuhr in die

Digitized by Google

Kleider, setzte sich vor dem Spiegel den roten Hut mit der Straußenfeder auf, während sie eine große Nadel mit riesigem goldenem Knopf zwischen den Zähnen hielt.

Er hockte auf der Marmorplatte des Waschtisches. Ihm bebten noch die Hände, ihm zitterten die Kniee. Er folgte jeder ihrer Bewegungen, die ihm endlos dünkten. Als sie die Nadel durch Hut und Haar gestochen hatte und die Handschuhe anzog, langsam Finger um Finger und mit wütenden Blicken zu ihm hinüber sah, griff er nach der Brusttasche, ihr Geld zu geben. Zuerst wollte sie verächtlich tun, doch als sie die blaue Farbe des Hundertmarkscheins gewahrte, griff sie zu und lächelte plötzlich wieder:

„Du mußt nich so ville trinken! Man kann dir ja nich beese sint, denn du bist ja sonst 'n feiner Mann."

Dann blieb sie stehen und sagte halb frech, halb verlegen:

„Du ... Montag ... ist doch der Erste. Ick habe den Zins noch nich janz ..."

Die Worte erstarben ihr im Munde, so blickte er sie an. Sie ging ohne einen Laut. Er starrte ihr nach. Lange blieb er stehen wie vor den Kopf geschlagen. Dann trat er an das Bett, in dem noch ein Abdruck des Körpers war jener Dirne, die hier gelegen die erste Nacht, die sein geliebtes Weib draußen unter der Erde geruht. Eine vergessene Haarnadel hob sich vom weißen Laken ab. Er nahm

Digitized by Google

ſie mit ſpitzen Fingern und ſchleuderte ſie in eine Ecke. Dann holte er aus dem Nachttiſchfach einen Revolver und ſchoß ſich eine Kugel ins Herz.

Die Zeitungen meldeten den Fall. Sie ſagten, er habe ohne ſeine Frau nicht mehr leben können.

Vielleicht hatten ſie recht.

Digitized by Google

Die Witwe

Digitized by Google

Ein Wagen nach dem andern fuhr vom Kirchhof fort. Man unterhielt sich in den Gefährten von dem Trauerfall. Und alle waren der Überzeugung, es hätte niemand schwerer treffen können als die junge Frau.

Es war eine Liebesheirat gewesen, die der Rechtsanwalt Enterlein vor kaum einem Jahr geschlossen. Man erzählte sich, wie Fräulein Luise Cernikow zwei Körbe ausgeteilt um ihres Jugendfreundes Karl Enterlein willen. Die Ehe war nie von einem Mißlaut getrübt worden, nur Kinder gab es nicht.

Wenn der Rechtsanwalt aus seinem Bureau kam, dachte er nicht mehr an die Akten, sondern sie hielten sich umschlungen wie am Hochzeitstage. Alle Welt fand, es sei eine Musterehe; ja, es gab Väter, die ihren Söhnen sagten: ‚Wenn du doch auch einmal so glücklich würdest wie Enterleins!'

Und wenn Gatten sich gestritten hatten, versicherten sie sich bei der Versöhnung, sie wollten nun auch so leben wie der Rechtsanwalt und seine Frau.

Und nun war er gestorben. Ein Herzschlag, während er seine Frau liebkoste. Und warum es gerade diese Menschen treffen mußte! Schrecklich!

Digitized by Google

Da gab es Männer, die vielleicht glücklich gewesen wären, ihr Hauskreuz zu verlieren, und Frauen, die immer schon mit einem Auge nach dem andern blinzelten, aber die blieben natürlich aneinandergekettet.

Einer sagte: „Denken Sie nur: zweiundzwanzig Jahre, was soll denn die Frau anfangen?"

Ein andrer nickte: „Die heiratet nicht wieder!"

Man wußte, ihr Leben war auf immer verdorben. Der Fall lag um so trauriger, als Frau verwitwete Enterlein nicht einen einzigen Verwandten besaß.

Die Witwe fuhr mit dem Geistlichen und dem Hausarzt zurück. Während die Räder auf dem Pflaster rasselten, klang fortwährend des Diakonus tröstende Stimme wie eintönige Musik, die der Witwe wohltat, obwohl sie auf die Worte nicht hörte. Ihr gegenüber hatte Doktor Keller Platz genommen, ein Studienfreund des Rechtsanwaltes, der nur noch den Tod hatte feststellen können und jetzt stumpf vor sich hinbrütete, während der Geistliche sprach. Der Wagen hielt. Der Diakonus mußte noch zu einer Taufe; so ließ er Doktor Keller mit der Witwe allein.

Die beiden stiegen die Treppe hinauf, Frau Luise Enterlein dem Umfallen nahe, so daß der Arzt ein paarmal zugriff, weil er fürchtete, die Kräfte möchten sie verlassen. Als sie im Salon standen mit seinem halben Dämmerlicht, da der

Digitized by Google

Hitze wegen die Fensterläden geschlossen waren, sagte der Arzt:

„Nun leben Sie wohl, gnädige Frau, ich sehe bald einmal wieder nach Ihnen!“

Doch die Witwe blickte ihn mit vom Weinen rotgeschwollenen Augen an:

„Um Gottes willen, ich kann nicht allein bleiben!“

Der junge Mann erkannte es als seine Pflicht als Arzt wie als Freund des Hauses, in solchem Augenblick die arme Witwe nicht zu verlassen. So nahm er ihr gegenüber Platz. Und jetzt fing sie an, die bis dahin nur geweint, von ihrem Manne zu erzählen, von jedem Wort, das er noch gesagt, obgleich es die banalsten Redensarten des täglichen Lebens gewesen.

Doktor Keller fand keine Zeit, ein Wort einzuflechten, er nickte nur immer, schüttelte den Kopf und schnalzte bedauernd mit der Zunge. Endlich fing es aber an, ihm zu lang zu werden. Er hatte ja seinen Freund von Herzen gern gehabt, doch alles, was sie da erzählte, kannte er ja eigentlich, darum erhob er sich:

„Gnädige Frau, würde es nicht das beste sein, Sie legten sich jetzt etwas hin?“

Sie fuhr empor, als hätte er sie gekränkt. Hinlegen? Um Gottes willen, in einem solchen Moment legte man sich doch nicht hin! Er nahm also wieder Platz und beschloß, noch zu bleiben,

Digitized by Google

aber nur ein paar Minuten, denn er war bis jetzt, nachmittags viereinhalb Uhr, noch nicht zum Essen gekommen. Er schämte sich, das zu sagen, es hätte zu herzlos geklungen.

Doch als sie jetzt erzählte, die letzten Worte ihres Mannes wären gewesen: ‚Liebchen, gibt's nicht mal wieder Schmorbraten?', sagte er zögernd:

„Ich — ich — habe — nämlich — Hunger!"

Es kam so seltsam heraus, daß sie unter ihren Tränen ein ganz klein wenig lächelte. Der arme Mensch! Auch sie verspürte das Bedürfnis, zu essen, und jetzt erinnerte sie sich, daß ja drüben der Tisch gedeckt stand. Da schlug sie ihm vor, an ihrer einsamen Mahlzeit teilzunehmen, sie ließe ihn nicht fort, es wäre ihr ein Bedürfnis, über ihren armen Karl zu sprechen. Als sie die Tür öffnete und ihm der Essensgeruch entgegenschlug, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Ja, er wollte hierbleiben: da bekam er wenigstens gleich etwas, sonst wurde ihm schlecht.

Als sie die Einwilligung in seinen Blicken las, verschwand sie, um für das Mahl Sorge zu tragen.

Einen Augenblick darauf saß er ihr gegenüber. Der Stuhl Karls blieb leer zwischen ihnen. Doktor Keller aß wie ein Löwe, auch die Witwe hatte Appetit. Sie fand es nicht passend, doch der Arzt erklärte es physiologisch.

Digitized by Google

Nach Tisch setzten sie sich in des Verstorbenen Arbeitszimmer, und dankbar, daß sie nicht in ihrem Jammer allein blieb, sorgte sie für ihren Gast, wie sie es für ihren verstorbenen Mann getan. Sie brachte ihm den Kaffee, fragte, ob ein oder zwei Stücke Zucker, denn das hatte sie auch bei ihrem Manne nie gewußt, schloß den Schreibtisch auf mit des Verstorbenen Schlüsselbund, nahm, genau wie sie es für Karl immer getan, zwei Zigarrenkästchen heraus und bot sie ihrem Gaste zur Auswahl an, eine leichte und eine schwere. Dann brachte sie einen Schnaps und fragte:

„Kognak oder Chartreuse?"

Doktor Keller hatte zwei Stücke Zucker genommen, die leichte Zigarre und den Kognak gewählt, genau wie ihr verstorbener Mann. Sie bemerkte es, und wieder war sie im Gespräch bei dem Toten. Endlich versiegten die Tränen der jungen Witwe, und sie begann vom Geschäftlichen zu reden.

Karl hatte alles gemacht, sie wußte von nichts, da gab es nur einen, den sie fragen konnte: den besten Freund ihres Mannes, Doktor Keller. Aber er erhob sich:

„Gnädige Frau, ich komme wieder, da reden wir über das alles!"

Die junge Frau blieb allein, warf sich aufs Bett und begann wieder zu weinen; aber all-

Digitized by Google

mählich versiegten ihre Tränen, sie gähnte und war bald eingeschlafen.

Am anderen Nachmittage sprach Doktor Keller wieder vor. Und sie gingen nach dem Kirchhof, um das Grab zu besuchen. Dem Totengräber legte die Witwe ans Herz, wie sie die Ruhestätte hergerichtet haben wollte. Der Mann ließ sie ruhig reden, dann sagte er:

„Aber erst muß das Kreuz stehen!"

Da fiel ihr ein, daß sie sich darum ja noch nicht gekümmert, und sie fuhr mit dem Freunde ihres seligen Mannes zu einer Marmorwarenniederlage. Dort suchte sie den schönsten Grabstein aus. Doktor Keller flüsterte:

„Gnädige Frau, haben Sie denn auch nach dem Preis gefragt?"

Sie sah ihn fast beleidigt an. Preis? Spielte hier der Preis eine Rolle? Aber am nächsten Tage, als Doktor Keller abermals nachmittags erschien, sagte er:

„Gnädige Frau, der Stein kostet zwei Mille! Sie sollten erst die Testamentseröffnung abwarten, damit Sie wissen, in welchen Verhältnissen Sie sind."

Das leuchtete ihr ein, und sie wartete noch vierzehn Tage, denn erst nach vierzehn Tagen sollte, des Verstorbenen Bestimmung gemäß, sein letzter Wille eröffnet werden. Während dieser Zeit

Digitized by Google

legte sich etwas ihr Schmerz, aber sie weinte noch bisweilen.

Doktor Keller kam jeden Tag, um seinen Kaffee zu trinken, zwei Stücke Zucker, den Kognak und die leichte Zigarre zu empfangen. Ein paarmal lud sie ihn sogar zu Tisch ein, denn sie hielt es nicht aus, immer allein.

Eines Mittags setzte sich der Doktor neben sie, dort wo ihr Mann einst gesessen. Erst als er sah, daß an dem Platz nicht gedeckt war, bemerkte er seinen Irrtum. Doch in ihrer Artigkeit litt sie es nicht, daß er aufstand, und das Mädchen mußte das Gedeck herüberschieben.

Bei der Testamentseröffnung zeigte es sich, daß die Hinterlassenschaft längst nicht so glänzend war, wie es sich die Witwe gedacht, und in ihr Herz zog leise Bitterkeit. Sie fand, ihr seliger Mann hätte besser für sie sorgen können. So beschloß sie erst noch einmal, über ihre Geldverhältnisse sich ganz klar zu werden, ehe sie die endgültige Bestellung auf den Grabstein machte.

Am nächsten Tage kam Doktor Keller wieder zum Essen. Ein Budget wurde aufgestellt. Er setzte sich an den Schreibtisch, an dem der selige Herr Enterlein gesessen, nahm die Feder, die jener in der Hand gehabt, und einen Bogen Papier mit dem Rechtsanwaltsstempel links in der Ecke:

Miete: so und so viel,

Wirtschaft: so und so viel,

Digitized by Google

Steuern: so und so viel,

Kleidung: so und so viel.

Er zählte zusammen, es kamen 4983 Mark mehr heraus, als sie Einkommen besaß.

Die Witwe sah ihn erschrocken an:

„Dann kann ich ja gar nicht leben!"

„Nun, wir müssen eine Position herabsetzen."

Das leuchtete ihr ein. Er fuhr mit der Feder die Zeilen herunter:

„Wohnung, geht nicht; Heizung, Feuerung, Wirtschaft, Licht, geht nicht. Aber Kleidung?"

Sie fiel sofort ein:

„Meine schwarzen Sachen habe ich, und ich brauche keine andern."

Er meinte bedenklich:

„Gnädige Frau, wenn nun die Trauerzeit vorbei ist?"

Sie zeigte ein düsteres Gesicht:

„Diese schwarzen Kleider lege ich nie wieder ab!"

Er schüttelte zwar den Kopf, doch dagegen war nichts zu machen.

Plötzlich ließ er erschrocken die Feder fallen:

„Um Gottes willen, dabei haben wir noch nicht einmal eine Summe für das Grab angesetzt."

Der Witwe Hände sanken schlaff in den Schoß:

Digitized by Google

„Ich kann's nicht bezahlen, ich habe ja kein Geld!"

Und dieſes ‚ich habe ja kein Geld' klang wie eine halbe Anklage gegen ihren ſeligen Mann.

So wurde in der nächſten Zeit keine Entſcheidung getroffen. Es war wirklich nicht genügend da, um eine ſo große Ausgabe rechtfertigen zu können. Aber als ſchämte ſie ſich, das Grab immer noch in unfertigem Zuſtande zu erblicken, ging ſie jetzt nicht mehr hinaus. Darüber kam der Herbſt. Die Witwe hatte ſich gewöhnt an die Einſamkeit, die ſo arg nicht war, denn Doktor Keller erſchien jetzt täglich zu Tiſch. Warum ſollte er der Frau ſeines verſtorbenen Freundes nicht Geſellſchaft leiſten? Er führte ja ihre Geſchäfte. Da ſagte — ſchon im neuen Jahr — einmal der Doktor:

„Frau Luiſe, ich muß Ihnen eine peinliche Mitteilung machen: Sie verbrauchen zu viel in der Wirtſchaft. Sie ſind ſo liebenswürdig, mich immer zu Tiſch bei ſich zu ſehen, ich erſpare infolgedeſſen das Geld, das ich ſonſt im Reſtaurant ausgeben würde. Alſo geſtatten Sie mir, daß ich die Summe in die Wirtſchaftskaſſe tue."

Davon wollte ſie nichts wiſſen. Doch er ſetzte ihr mit vernünftiger Ruhe auseinander, wenn ſie nicht einverſtanden ſei, würde ſie ihn nötigen, nicht mehr zu Tiſch zu erſcheinen. Um Gottes willen, das durfte nicht ſein, und ſie gab ſofort nach. Aber

Digitized by Google

er kam bald mit etwas Neuem. Die Wohnung wäre zu teuer. Doch die Witwe mochte nicht an einen Wechsel gehen, denn hier war sie mit ihrem Manne glücklich gewesen. Immerhin sah sie ein paar Wohnungen an. Keine gefiel ihr. Eines Tages kam er freudestrahlend mit der Nachricht, zu Ostern würde in dem Hause, dessen ersten Stock er bewohnte, das Erdgeschoß frei.

Sie machte sich Gedanken: war das schicklich? Doch er lachte sie aus, eine Witwe könne tun, was sie wolle. Und aus Vernunft zog sie zu Ostern um und war ganz erstaunt, daß ihr der Wechsel nicht einmal nahe ging. Ein einziges tat ihr leid: sie hatte wegen Platzmangels einen Raum opfern müssen. Das Schlafzimmer konnte es nicht sein, das Eßzimmer wollte sie gern behalten, und im Salon lebte sie; also war das Arbeitszimmer ihres armen Karl verschwunden.

So nahte der Jahrestag des Todes, und Doktor Keller, der nun auch zum Abendessen herunterzukommen pflegte — es wäre doch lächerlich gewesen, etwa der Menschen wegen sich selbst ein Kreuz aufzuerlegen — sagte bei Tisch:

„Luise, wissen Sie, was morgen für ein Tag ist?"

Sie lächelte (denn sie konnte wieder lächeln) in der Meinung, der Doktor plane irgendeine Überraschung für sie:

„Nun, was gibt es denn Schönes?"

Digitized by Google

Er legte sein Gesicht in ernste Falten:

„Morgen ist es ein Jahr, Luise!“

Sie ließ den Suppenlöffel fallen:

„Der arme Karl!“

Zusammen gingen sie zum Grabe hinaus. An der Kirchhofspforte saßen alte Weiber und boten Kränze feil. Es war ein Duften und Blühen überall, und vor den Augen der Vorüberschreitenden zogen die Händlerinnen die Tücher ab, die sie zum Schutze gegen die Sonne über die fertigen Kränze gebreitet. Im ersten Augenblick wollte die Witwe zugreifen, aber sie dachte an ihre Geldverhältnisse. Warum hatte ihr armer Karl so wenig hinterlassen!

Da hielt ihr ein Mädchen einen Perlenkranz, schwarz und weiß, entgegen, wie man sie in romanischen Ländern auf die Gräber legt:

„Kaufen Sie das. Es bleibt ewig. Blumen verwelken. Das brauchen Sie bloß einmal anzuschaffen.“

Die Worte ‚einmal anzuschaffen‘ klangen der Witwe lieblich in den Ohren, und auch Doktor Keller meinte:

„In der Tat, eine einmalige Ausgabe.“

So griff die Witwe zu.

Schweigend ging das Paar zwischen den starren Lebensbäumen hin, an duftenden Blumeneinfriedigungen vorbei, an verwilderten Gräbern, um die keine Seele mehr sich kümmerte.

Digitized by Google

Die Witwe, der es ein Grauſen war, ſich allein in der Wohnung zu befinden, fühlte ſich auch unheimlich in dieſem Todesſchweigen. Und unwillkürlich, nur um zu wiſſen, daß ſie nicht allein ſei, legte ſie ihre Hand in ſeinen Arm.

Es ſchwieg in der ganzen Weite des Kirchhofes, nur ab und zu einmal klang in blauen Lüften das Schmettern einer Lerche. Dann piepſte es in der Nähe: auf einer Grabeinfriedigung ſaß ein Buchfink, wandte den klugen kleinen Kopf und wippte mit dem Schwanz. Er ſchien die beiden anzublicken, als wollte er ſagen:

‚So, ſo, Mann und Frau?‘

Die Sonne blendete auf Sandſteinplatten und Kreuzen, ſie beſchien warm die wenigen Fuß Erde über den Toten dort unten, ihnen Keime des Lebens zu entlocken. Nirgends blühte und duftete es wie hier, als gäbe der Dung menſchlicher Gebeine doppelte Kraft des Werdens.

Sie drängten ſich enger aneinander, ſie, faſt die einzig lebenden Weſen zu dieſer ſtillen Mittagsſtunde auf dem weiten Kirchhof. Und es kam ganz von ſelbſt, daß er den Arm um die weiche runde Schulter ſeiner Begleiterin ſchlang. Das Haupt der Witwe ſank an ſeine Bruſt, er küßte ſie auf Stirn und Wangen. Wie er die Hände an ihrem Arm herunterlaufen ließ, öffneten ſich leiſe ihre Finger. Der Kranz glitt herab, die kleinen Glasperlen klirrten, ein paar zerbarſten

Digitized by Google

auf dem Kies und besprenkelten schwarz und weiß den Boden. Da klang in der großen Stille plötzlich jenseits der Kirchhofsmauer ein langgedehnter Pfiff von einem Zuge. Das Paar ließ sich los, wie von einem Banne erlöst. Da die Witwe das Grab gerade vor sich erblickte, legte sie auf den Hügel, immer nur noch einstweilig hergerichtet, den Kranz. Tränen stiegen ihr auf, halb Erinnerung, halb neues Glück. Und ihre verschwimmenden Augen lasen die Inschrift in weißen Perlen, auf die sie vorhin in der Eile nicht geachtet: ‚Ewig dein!'

Da schlug irgendwo von fern eine Uhr, und man hörte weit drüben in der Parentationshalle das Einsetzen eines Chorals. Er nahm ihren Arm, sie warf noch einen letzten Blick auf das Grab, dann verloren sie sich zwischen den Gruftreihen, einen Seitenweg einschlagend, denn in der Ferne, auf der schnurgeraden Hauptstraße, sahen sie schon dunkle Gestalten und hörten die Musik näher kommen.

Sie gingen an der Kirchhofsmauer hin, wo in den schräg über die Mauer fallenden Sonnenstrahlen Mückenschwärme spielten, Käfer summten und einzelne Falter die Blumen auf den Gräbern umgaukelten. Der Leichenzug zog in der Ferne an ihnen vorüber, sie sahen den schwankenden Sarg, die Blumenfülle, die lange Reihe von Menschen hinterdrein.

Digitized by Google

„Der muß viel Verwandte gehabt haben!“ ſagte Doktor Keller.

Sie ſchlug die Augen nieder:

„Und ich bin ganz allein!“

„Du wirſt es nicht bleiben, ich bin doch da.“

Sie rankte ſich an ihm empor:

„Ja, ich kann nicht allein ſein. Es iſt gegen meine Natur.“

Dabei blickte ſie ihn ſo verliebt an, daß er ſie ſtürmiſch umfing. — —

Als ſie längſt aufgeboten waren, kam ſie einmal mit der Frage:

„Was würde wohl mein armer Karl dazu geſagt haben?“

Sie ſollte nicht immer den armen Karl erwähnen, der zwar ſein Freund geweſen, aber doch nun längſt tot war. So antwortete er:

„Nun, er würde dir dein Glück gönnen!“

Etwas beſchämt meinte ſie:

„Fritz, du weißt, ich bin eine arme, ängſtliche Frau. Warum ſoll ich nicht an euch beide denken? Ihr ſteht mir gleich nahe.“

Darüber glitt er ſchnell hinweg, und als Hochzeitsgeſchenk gab er ihr etwas, das geeignet ſchien, den Schatten des Verſtorbenen zu verſöhnen: er ſtiftete großmütig das noch immer nicht zur Ausführung gekommene Grabmal für zweitauſend Mark ſeinem Vorgänger und ſeiner Braut zugleich. Dabei ſagte er beſtimmt:

Digitized by Google

„Liebes Kind, nun aber laſſen wir den Toten ruhen!“

* * *

II.

Die Ehe des Doktors Fritz Keller mit Frau Luiſe Keller, verwitweten Enterlein, geborenen Cernikow war nie von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, ſo tröſteten ſie ſich damit, daß ſie dafür ganz einander leben konnten.

Wenn der Doktor von ſeiner Praxis zurückkam, dachte er nicht mehr an Krankheit und Patienten, ſondern ſie hielten ſich umſchlungen wie am Hochzeitstage.

Alle Welt fand, es ſei eine Muſterehe, ja, es gab Väter, die ihren Söhnen ſagten: ‚Wenn du doch auch einmal ſo glücklich würdeſt, wie Kellers!‘

Und wenn Gatten ſich geſtritten hatten, verſicherten ſie ſich bei der Verſöhnung, ſie wollten nun auch ſo leben, wie einſt der Rechtsanwalt und heute der Doktor und ſeine Frau.

Es ging in der Ehe nicht anders zu wie bei Enterleins, mit dem einzigen Unterſchiede, daß der Doktor ein größeres Vermögen beſaß und nicht daran zu denken brauchte, etwas zurückzulegen für den Fall ſeines Todes. Davon konnte auch nicht die Rede ſein, denn einen kräftigeren, lebensluſtigeren Mann wie Doktor Keller gab es

Digitized by Google

nicht. Er hatte eine ausgedehnte Praxis und verstand es trotzdem, seine junge Frau zu unterhalten. Sie fuhren zum Rennen, gingen ins Theater, in Spezialitätenvorstellungen, in Konzerte und pflegten auch Geselligkeit, genug, es schien ein Rätsel, wie der vielbeschäftigte Arzt es anfing, sich überall zu zeigen.

Nur manchmal spielte die Praxis einen Streich, denn es kam vor, daß im letzten Augenblick ein Kommerzienrat einen Schlaganfall erlitten, eine weinende Mutter erschien: ihr Kleiner hätte vierzig Grad, jemand sich die Pulsadern durchschneiden mußte, oder ein Mädchen Petroleum aufs Holz gegossen hatte, um Feuer zu machen, und nun halb verbrannt war.

Aber es war nicht so schlimm, denn Kollege Gerhardt begleitete sie fast immer, und dem konnte er ruhig seine Frau überlassen, denn der wurde zu keinem Patienten gerufen. Der Kollege Gerhardt war selbst schuld, er hatte eine große Erbschaft gemacht, war seitdem selten zu Haus, und das sprach sich herum. So kamen auch Fälle wie Pulsaderdurchschneiden und Verbrennen beim Kollegen Gerhardt nie vor.

Allmählich bildete sich ein enges Freundschaftsband zwischen den drei Menschen. Die junge Frau war glücklich, denn sie blieb nie allein, es entsprach nun einmal nicht ihrer Natur. Die Zeit, wo ihr Mann sich ihr nicht widmen konnte, war Kollege

Digitized by Google

Gerhardt da. Ein Mensch mit der rührenden Anhänglichkeit eines Hundes, mit dem die junge Frau unbefangen verkehren konnte wie mit einem Bruder. Und Frau Keller behandelte ihn wirklich wie einen jener guten Hunde, der bellt, wenn jemand sich nähert, sonst aber nur seiner Herrin zu Füßen liegt, ohne sich zu rühren, und höchstens, wenn sie ihn einmal streichelt, ihr die Hand leckt.

Das Glück schien jahrelang kein Ende zu nehmen. Da kam eines Tages Doktor Keller aus der Klinik eines befreundeten Arztes zurück, wo er eine Autopsie hatte vornehmen müssen. Er trug den Finger verbunden, und als die kleine Frau ihn ängstlich fragte:

„Fritz, was ist denn passiert?" sagte er ernst:

„Ich habe mich etwas geritzt. Du weißt, daß man sich da in acht nehmen muß."

Der Finger schwoll an: Blutvergiftung. Der junge Arzt mußte selbst in die Klinik, in der er noch wenige Stunden vorher gearbeitet; man nahm ihm die Hand ab, dann den Arm, aber es war schon zu spät, nach weiteren vierundzwanzig Stunden war die junge Frau Witwe.

Es traf sie, als hätte sie einen Schlag vor den Kopf bekommen. Wie irrsinnig klagte sie Gott an und Menschen, machte dem Arzt, in dessen Klinik das Unglück geschehen, die wahnsinnigsten Vorwürfe und war so fassungslos, daß man um ihren Verstand fürchtete. Bei der Leichenfeier fiel

Digitized by Google

sie ohnmächtig vom Stuhl. Kollege Gerhardt brachte sie eiligst im Wagen nach Haus.

Währenddessen ward Doktor Keller neben seinem Freunde beigesetzt, der Hügel wölbte sich, die Kränze umrauschten ihn, und die ganze Ehe mit dem zweiten Mann schien vorüber wie etwas, das gar nicht gewesen.

Es dauerte Wochen, bis die Witwe wieder vernünftig ward, und allgemein war man der Überzeugung, daß nur des Kollegen Gerhardt aufopfernde Fürsorge ihr Verstand und Leben gerettet. Der einzige Patient, dem er je geholfen. Er blieb stundenlang bei ihr sitzen und hatte eine wundervoll schonende Art, die Erinnerung an den Toten wachzurufen, ohne sie doch zu traurig zu stimmen.

Die Witwe brauchte sich nicht zu sorgen. Die Hinterlassenschaft war groß genug, daß sie leben konnte, wie sie wollte. Und dieses Mal spielten zweitausend Mark bei dem Grabdenkmal keine Rolle.

Dem Toten ward genau der gleiche Stein gesetzt wie seinem Freunde und Vorgänger, nur die Inschrift lautete natürlich anders. Der Rechtsanwalt lag links, Doktor Keller rechts, in der Mitte blieb ein schmaler Raum, und die arme junge Frau sagte mit Tränen in den Augen zu Kollege Gerhardt, der sie freundschaftlichst begleitete:

„Hier will ich ruhen!“

Digitized by Google

So war es auch des Ebenmaßes halber gut, daß die beiden Steine rechts und links die gleichen waren, da konnte in der Mitte für jene, die zwei Männern all ihre Liebe geschenkt, ein dritter Stein sich erheben, der vielleicht mit den beiden daneben durch einen Sims verbunden wurde, daß man symbolisch ahnte, wie er zu diesem nicht mehr gehörte wie zu jenem, wie das menschlich-arithmetische Wunder hier geschah, daß drei eins waren.

Die Blätter dorrten unter der sengenden Sommerhitze, die Herbststürme bliesen sie herab, Schnee deckte die beiden Gräber, mit einer Senkung dazwischen, gleich einem Ruhebett, als sollte sich dorthin bald die müde Schläferin zu ihren Lieben legen. Doch die Witwe war voller Lebenskraft bei ihren achtundzwanzig Jahren.

Im Sommer war sie stärker geworden, das stand ihr gut.

Ein Patient des Doktors Keller, Fabrikdirektor, der ein loses Maul hatte, sagte am Stammtisch:

„Nun bin ich doch neugierig, wer der dritte sein wird!"

Justizrat Seligmann kniff ein Auge zu:

„Meine Herren, es gibt Frauen, die machen jeden Mann tot. Die bringt auch noch den dritten unter die Erde!"

Die Witwe aber hatte nur ein Gefühl: dieses

Digitized by Google

entsetzliche Alleinsein! Das plagte sie in warmen Nächten, das ward ihre Verzweiflung beim einsamen Essen, denn Kollege Gerhardt kam nicht zu Tisch. Wie er zu Lebzeiten seines Freundes nie dessen Frau den Hof gemacht, schien er sich jetzt vor jedem Worte zu fürchten, das Gefühl verriet.

Ängstlich um den Ruf der Witwe besorgt, machte er nur ab und zu einmal einen Besuch.

Auf ihre Frage meinte er endlich, nachdem er sich ein Herz gefaßt:

„Es könnte Ihnen Schaden bringen! Man soll nicht über Sie reden."

„Aber bei einem so guten Freunde! Wer soll darin etwas finden?"

Er schien gekränkt, als möchte er, daß man etwas darin fände. Und manchmal blickte er sie so seltsam an, daß sie die Augen niederschlug.

Da er sich nun aber so wenig um sie kümmerte und sie meinte, es nicht mehr aushalten zu können in ihrer Einsamkeit, kam sie auf den Gedanken: ein Kind anzunehmen, damit sie nicht so allein wäre. Aber sie wußte nicht, wie es anfangen, und fragte den Kollegen Gerhardt. Der rückte auf seinem Stuhl hin und her, faltete die Hände, nahm sie auseinander, rieb sie, strich sich den Bart, setzte den Kneifer zurecht und stotterte schließlich:

„Haben Sie — denn nie — nie — an — eigne Familie gedacht?"

Digitized by Google

Sie saß vor ihm in ihrem süßen, rundfraulichen Reiz, und sagte mit gesenktem Blick:

„Wie soll ich denn, die ich doch zweimal Unglück gehabt habe?"

Da fiel der Kollege Gerhardt ihr wie ein Holzkloß zu Füßen, und hätte sie nicht eben jenes Gefühl des Verlassenseins so schneidend bitter überkommen, sie hätte lachen müssen über den Anblick.

Ein paar Tage darauf wurden die Leute überrascht durch die Anzeige in einer Reihe von Zeitungen:

Luise Keller, verw. Enterlein, geb. Cernikow
Dr. Emil Gerhardt
Verlobte.

* * *

III.

Frau Doktor Gerhardt fand ein Glück in ihrer Ehe, daß sie beinahe meinte, so zärtlich sie auch mit ihrem Karl und ihrem Fritz verbunden gewesen, so lieb hätte sie doch keinen von beiden gehabt, wie diesen weichen, etwas scheuen Mann, der den ganzen Tag zu ihrer Verfügung stand, denn die Praxis hatte er völlig an den Nagel gehängt.

Nie war die Ehe des Doktor Emil Gerhardt

Digitized by Google

mit Frau Luiſe Gerhardt, verwitweten Keller, verwitwet geweſenen Enterlein, geborenen Cernikow von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber ſie tröſteten ſich damit, daß ſie dafür ganz einander leben konnten.

Doch die Welt fand, drei glückliche Ehen ſei für ein irdiſches Menſchenkind zu viel, und es gab Leute, die in der nun erſt zweiunddreißigjährigen Frau etwas wie einen weiblichen Blaubart erblickten. Die Portiersfrau behauptete geradezu, zwei habe Frau Gerhardt ſchon vergiftet. Wenn das eine Arme ſo triebe, ſäße ſie längſt hinter Schloß und Riegel.

Aber die junge Frau hörte nichts davon. Sie konnte auch zufrieden ſein mit ihrem Schickſal, denn ſelbſt nachdem ein paar Jahre vergangen waren, blieb ihr Mann genau der, der er von Anfang an geweſen. Die junge Frau wußte ihm aber auch das Leben zu glätten. Nie bekam er die ärgerliche Seite des Daſeins zu fühlen. Schwierigkeiten mit den Dienſtboten ſchien es nicht zu geben. Sie wurde nie ungeduldig, ſie war immer der gleichen Meinung wie ihr Mann, im Grunde genommen aber führte ſie ihn dazu, das zu denken, was ihr paßte. Ihm, der allmählich immer bequemer geworden, brachte ſie die Pantoffel, holte die Zigarren, braute Tee und Kaffee. Sie war ein auf leiſen Sohlen ſchleichender Hausgeiſt.

Digitized by Google

Sie sagte nie ‚nein', und doch war alles nach ihrem Sinn geregelt, und gut geregelt, besser geregelt, als ob er eingegriffen hätte.

Allmählich bestimmte sie alles, zwar befragte sie ihn vorher, aber sie wandte ihre Fragen so, daß er nur antworten konnte, was ihr beliebte.

So vergingen acht Jahre, und noch nie hatte ein Mißlaut ihre Ehe getrübt. Daß die Frau schon zwei Männer gehabt, hatten die Bekannten beinahe vergessen, und sie besaß Zartgefühl genug, vor dem Lebenden seine beiden Vorgänger nicht zu erwähnen, denn das war der einzige Punkt, wo er empfindlich war. So kam es auch, daß allmählich draußen auf dem Friedhof die Kränze sich mit Moos überzogen, die Goldschrift verblich, wie die Namen der beiden in der Seele ihrer Frau verblaßt zu sein schienen.

Da kam ein böses Grippenjahr. Frau Gerhardt wurde krank. Sie schleppte sich ein paar Tage hin, bemüht, ihrem Manne ihren Zustand zu verbergen, denn er war sehr ängstlich was Krankheit betraf, vielleicht, weil er wirklich nichts davon verstand. Aber endlich mußte sie sich legen mit hohem Fieber, und nach einer Woche kam ihr Mann an die Reihe. Es ging tagelang hin und her, bis Besserung einzutreten schien, aber jäh kam eine Lungenentzündung dazu, die beide Lungenflügel erfaßte, so daß der Arzt sie aufmerksam machte auf das bevorstehende Ende.

Digitized by Google

Sie konnte es nicht faſſen. Was hatte ſie getan, ſolches Unglück zu verdienen? Und ſie verdoppelte ihre Pflege, ſie klammerte ſich an den Kranken, als wollte ſie das entfliehende Leben bannen, ſie flehte Gott an, ihr einziges Glück ihr nicht zu rauben. Es half nichts, es ging zu Ende. Als er den letzten Seufzer getan, umklammerte ſie die lebloſe Geſtalt und flehte, er möchte bei ihr bleiben:

„Wach' doch auf! Wach' auf! Ich kann nicht allein ſein! Ich fürchte mich ſo!“

Als ſie nun die unumſtößliche Wahrheit erkannt, brach ſie ohnmächtig zuſammen. Die kaum überſtandene Krankheit warf ſie von neuem auf das Krankenlager.

Sie erlebte das Begräbnis nicht, ſelbſt nahe am Rande des Grabes. Als ſie nach Monaten zum erſtenmal hinausfuhr zum Friedhof in ihren ſchwarzen Witwengewändern, fand ſie ihren armen Mann dort gebettet, wo ſie hatte ruhen wollen.

Für ſie war kein Platz mehr; als hätte der Tod bei ihr keine Hand und keine Schrecken. Alles, dem ſie Liebes und Gutes tat, ging dahin, und immer blieb ſie allein zurück. Sie konnte aber nicht allein ſein. Sie hatte nun einmal ein weiches, anſchmiegendes Herz, ſie war geboren, andern Menſchen die Sorgenfalten auf der Stirn zu glätten, Gefährtin zu ſein, Glücksſpenderin, liebende Frau.

In jeden dieſer drei doch ganz verſchiedenen

Digitized by Google

Menſchen hatte ſie ſich gefunden, nur allein konnte ſie nicht ſein.

Es war ein junger Frühlingstag, die Lerchen trillerten wieder in blauer Höhe, und ihr ſchien, als habe ſie an dieſer Stelle das ſchon einmal erlebt. Da ſie müde war von kaum überſtandener Krankheit und der jungen Lenzesluft, ſetzte ſie ſich auf den Grabſtein. Die Sonne ſchien warm, doppelt warm der Schwarzgekleideten. Rundum dufteten die Blumen berauſchend von den Gräbern, und wenn leiſe der Wind ſtrich, wehten allerlei Wohlgerüche herüber. Es war Totenſtille über den Toten, nur in der Ferne hörte man dumpf die Geräuſche der Stadt: Räderraſſeln, einen Eiſenbahnpfiff, die Glockenſignale der elektriſchen Bahn, und das Knirſchen des Kieſes von jemand, der zwiſchen den Gräbern ging.

Die Witwe faltete müde die Hände. Sie dachte daran, nach Hauſe zurückzukehren, denn an der Eingangspforte wartete nun ſchon über eine Stunde ihr Wagen, aber ihr fielen die Augen zu. Sie träumte von dem, der ihr über acht glückliche Jahre geſchenkt, den ſie nie gemeint hatte zu überleben, dieſen ſtillen, weichen Mann, deſſen Glück mit ihr kein Mißlaut je getrübt. Ihr war, als ſäße er an ihrer Seite. Er legte den Arm um ihren Hals, und ſie ließ den Kopf an ſeiner Bruſt ruhen.

Da hörte ſie an ihrem Ohr eine Stimme, ſo

Digitized by Google

zärtlich, wie ſie noch keine vernommen, eine Mannesſtimme, deren Worte ſie jetzt deutlich unterſchied:

„Iſt Ihnen wohler?“

Sie konnte nicht recht wach werden. Halb kam ihr das Bewußtſein: es war ein Fremder, der ſie hielt.

Sie ſchämte ſich ein wenig, aber ſie war doch wenigſtens nicht allein, ſie hatte ein Weſen, das ſich um ſie kümmerte. Da fühlte ſie einen leiſen Kitzel auf der Wange, wie weiches Barthaar.

Sie konnte nicht wach werden! Sie begriff nicht, war es Wirklichkeit, träumte ſie? Ein ſeliges Gefühl zwang ſie, die Augen geſchloſſen zu halten. Nun fühlte ſie, wie der Mund mit dieſem leichten weichen Flaum über die Lider glitt, ſie küßte, wie der einſt geküßt, der ihre glücklichſten Jahre begleitet. Lippe fand ſich auf Lippesrand, und ſie ſeufzte leiſe.

Der Druck ließ nach, es war ihr ſchmerzlich, gleichſam als bliebe ſie nun wieder allein. Sie verſuchte durch den Wimpernſpalt zu blicken, doch das Geſicht war ihr zu nahe, ſie ahnte nur große blaue Augen, geſchwungene Lippen, und darüber kleine Härchen. Sie wurden größer und größer, der Mund kam ihr wieder nahe. Jetzt mußte ſie erwachen, und ſie ſtammelte, indem ſie die Augen groß aufſchlug:

„Wo bin ich?“

Digitized by Google

Ein junger Mann zog den Hut, während leichte Röte ihr in die Wangen stieg:

„Gott sei Dank! Sie waren in tiefer Ohnmacht.“

Sie blickte sich um. Richtig, sie war von der Grabplatte zu Boden gesunken. Er half ihr ritterlich, reinigte ihren Ärmel von der Erde und sah ihr mit den blauen Augen tief, beinahe bis in die Seele hinein:

„Wissen Sie, daß ich Angst um Sie hatte?“

Wie er sich um sie mühte, belohnte ihn ein dankbarer Blick. Er bot ihr den Arm, denn sie schien noch schwach.

Sie gingen lange hin und her, und er erzählte, wie er sie gefunden.

Sie sagte, er solle nicht bös von ihr denken, aber sie könne nicht allein sein in der Welt und stände mutterseelenallein auf dieser Erde. Bald hatte sie ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet.

Noch immer hielt er ihren Arm, sie umherführend in den weiten Irrgängen der Toten, in immer entferntere Teile des unendlichen Friedhofes.

Nun sie ihn länger ansah, schien er ihr doch älter zu sein, als sie zuerst geglaubt, und sie wußte nicht warum, es war ihr eine Erleichterung.

Er blieb vor ihr stehen:

„Ist es nicht sonderbar, mir ist es, als hätte ich Sie längst gekannt.“

Digitized by Google

Sie meinte, auch sie habe schon von ihm gewußt, doch wie er seinen Namen nannte, war es klar, daß sie sich irren mußten.

Da sagte er, fast beschämt:

„Ich nenne es Sympathie."

Und nahm ihre Hände:

„Sind Sie mir böse?"

„Weshalb?"

Er schlug wie ein schämiges Mädchen die Augen nieder:

„Weil ich Sie geküßt habe!"

Sie log ein wenig:

„Haben Sie das?"

Doch er sah ihr glühend in die Augen:

„Sind Sie mir böse?"

Sie schüttelte den Kopf. Mit einem Jubellaut schloß er sie in die Arme und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihre Stirn, ihren Mund mit Küssen. Sie ließ es geschehen, sie hatte das beseligende Gefühl:

‚Nun bin ich nicht mehr allein!'

Endlich strebten sie dem Ausgang zu, wo seit Stunden schon der Wagen wartete. Es kam von selbst, daß er sie nach der Wohnung begleitete, und dort kniete er nieder wie ein junger Fant, er, der doch ebenso alt war wie sie:

„Du sollst nie wieder allein sein!"

Als er sie verlassen, ging die Witwe mit sich zu Rate, aber wenn es auch das vierte Mal war,

Digitized by Google

daß sie vor den Altar trat: dieser Mann sollte ihr bleiben, denn er war lieber noch denn je einer, den sie gehabt. Und dieser würde das tun, was den andern nicht beschieden: ihr einst die müden Augen zudrücken. Die Natur hatte sie dazu bestimmt, einen Mann glücklich zu machen, und diese Sendung mußte sie erfüllen. Sie wollte den ersten nicht vergessen und nicht den zweiten, und nicht ihren armen lieben Mann, den sie noch beweinen würde, bis sie dem angehöre, der wie durch eine Fügung ihr verlassenes Herz gewonnen.

Als die Menschen davon hörten, meinte die Portiersfrau, nun sei es an der Zeit, mit dem Staatsanwalt zu sprechen, denn das dürfte den Reichen nicht so hingehen.

Der Hauswirt aber sagte zu seiner Frau:

„Wir wollen ihr nur gleich mitteilen, daß in unserm andern Hause noch eine Wohnung ist, denn sie pflegt bei der Gelegenheit ja auch umzuziehen."

Der Standesbeamte, gewohnt, Geburten und Todesfälle, Ehen und Scheidungen gleichmütig einzutragen, scherzte mit seinem Schreiber, ihm sein Wohlwollen zu bezeigen:

„Wir werden für die Dame ein Separatregister anlegen müssen."

Bei der Hochzeit fragte ein Onkel des Bräutigams, ein gläubiger Mensch, der sich nur gern mit der Geistlichkeit neckte:

„Herr Superintendent, ich zerbreche mir seit

Digitized by Google

einigen Tagen den Kopf: sagen Sie mal, wie wird denn das werden, wenn nun die junge Frau dermaleinst dort oben, wo wir unsere Lieben wiedersehen, gleich vier wiedertrifft?"

Doch der alte Seelsorger antwortete schlagfertig, denn er stand mit beiden Beinen breit auf unserer Erde:

„Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebet!"

„Und wenn ihr nun auch dieser vierte stürbe?"

Der Geistliche gab lächelnd zurück:

„Die Liebe höret nimmer auf!"

Digitized by Google

Bubi

Digitized by Google

Grade vor Weihnachten wurde Bubi krank. Und er hatte sich doch so auf den heiligen Christ gefreut. Schon Wochen vorher hatte er Mama den Wunschzettel diktiert, denn schreiben konnte er noch nicht, der arme Schelm. Soldaten wollte er haben, viel Soldaten, ‚scherklich' viel Soldaten, wie er immer sagte. — Und dann einen Himmel.

„Einen Himmel?" fragte erstaunt lächelnd Mama. Er erklärte, was er darunter verstand: Wachsengelchen, wie sie an den Weihnachtsbaum gehängt wurden unter den Stern, den Papa oben auf die Spitze steckte, auf dessen goldenen Strahlen stand: ‚Ehre sei Gott in der Höhe'. Durch die Wärme der brennenden Lichter ward das himmlische Wunder zum Drehen gebracht.

Es ging nicht immer von selbst, aber Papa holte einen Stock und stieß den Stern an. Wenn er sich dann wirklich drehte und die Wachsengelchen, die daran hingen, im Kreise schwebten, hatte Bubi in die Hände geklatscht und vor Freude laut geschrien.

Das also nannte er den Himmel. Und Mama versprach ihm, während sie Papa lächelnd ansah, Bubi sollte einen wirklichen Engel bekommen.

„Aber unten!" antwortete er da, und die Eltern verstanden. Ja ‚unten', nicht einen Engel,

Digitized by Google

der dort oben in Himmelshöhen unter den Sternen ſchwebte, ſondern einen, den er befühlen, herzen, küſſen, ſchließlich auch zerbrechen konnte. Denn das war das Ende: Bubi machte alle Spielſachen kaputt. Nur waren ſie ihm dann deſto lieber. Sein Holzſoldat, der keine Füße mehr beſaß und trotzdem noch ſtramm ſtand auf ſeinen armen Invalidenſtümpfen, der war ſein liebſtes Spielzeug.

Nun lag Bubi in ſeinem Bettchen, und täglich zweimal kam der ‚Onkel Doktor', um nach dem Kranken zu ſehen. Er ſetzte ſich immer auf den Rand der ſchmalen Lagerſtätte, nahm die Hand des Kindes und erzählte ihm Geſchichten, während Papa und Mama dabeiſtanden.

Atemlos lauſchte Bubi. Mit großen Augen verfolgte er jede Bewegung des ſchwarzbärtigen Mannes, der ihm zuerſt ſo viel Furcht eingeflößt, weil er ſo finſter war, und den er jetzt doch ſo lieb hatte, daß er ſchon eine Stunde vor der Zeit fragte: „Kommt Onkel Dotter nicht bald?"

Er fand immer, daß der Onkel nicht lange genug dabliebe. Aber der war ein beſchäftigter Mann und konnte nicht immer bei Bubi ſitzen, denn er hatte noch viele arme kranke Menſchen zu beſuchen und mußte dann in ſeine Klinik gehen.

‚Noch mal!' bat immer Bubi, ſobald der Onkel eine Geſchichte fertig hatte, und wenn er gegangen war, fragte er immer: ‚Kommt Onkel

Digitized by Google

Dotter bald wieder?“ so daß Mama fast eifersüchtig auf den Onkel wurde.

Aber eines Tages, und das war kurz vor dem Fest, fragte Onkel Doktor Bubi, ob er ihn denn nicht einmal besuchen wollte in der Klinik. Und der Knabe strahlte über das ganze Gesicht, das heute ein wenig zu rot war von der Aufregung und von der erhöhten Temperatur. Er fragte, ob er da auch Geschichten erzählt bekäme, und der Onkel versprach es ihm. Nun konnte er den Augenblick nicht mehr erwarten und verstand nicht, daß Mama Tränen in die Augen stiegen, als er es sagte:

„Warum weinst du denn, Mama?“

Mama schüttelte den Kopf: „Ich weine nicht, Bubi.“ Aber sie weinte doch.

Den nächsten Tag schon sollte Bubi den Onkel Doktor in der Klinik besuchen. Das war eine Freude und eine Aufregung. Mama ging natürlich mit, aber auch Papa wollte dabei sein. Papa, der sonst schon immer früh fortmußte und erst zum Essen wiederkam.

Es wurden Vorbereitungen getroffen, eine Reisetasche gepackt, Decken und das Kopfkissen mitgenommen, so daß Bubi ganz glückselig sagte: „O Mama, wir bleiben lange beim Onkel Dotter.“

Dann wurde der Kleine angezogen. Seinen guten Anzug legte man ihm an, den er, solange

Digitized by Google

er jetzt krank gewesen, nicht mehr gesehen hatte. Dabei mußte der Knabe stehen, und das ward ihm schwer, so daß er wie ein Großer bedächtig nickte: „Ich bin noch schwach, Mama!"

Mama hatte das eben selbst gesagt. Sie küßte ihren Liebling, und wieder hatte sie Tränen in den Augen. Aber sie wollte sie nicht zeigen und gab Papa ein Zeichen. Der nahm nun Bubi, wickelte sorgsam eine Decke um ihn und trug ihn fort. Doch der Knabe rief etwas, Papa hielt inne. Man verstand nicht gleich. Es kam bald heraus. Bubi hatte seinen Holzsoldaten vergessen, den, der keine Füße mehr besaß. Und ohne den wollte er nicht gehen.

„Nur bis Weihnachten!" denn da bekam er ja einen Engel, wie er sich jetzt ganz richtig ausdrückte; ‚Himmel' sagte er nicht mehr. Oh, er war nicht mehr so klein.

Unten vor dem Hause wartete die Droschke. Papa stieg mit Bubi ein. Dann kam Mama. Sie fuhren fort. Es war ein weiter Weg, und oft unterwegs fragte Papa: ‚Frierst du auch nicht, Bubi?'

Aber dem Kleinen war warm, und er freute sich doch so auf den Besuch beim Onkel Dotter. Er fragte neugierig, wie es dort wäre? Er wollte alles wissen. Ob es so schön sei wie bei Mama? Ob es da Spielsachen gäbe? Vielleicht gar schon einen Engel?

Digitized by Google

Doch Mama ſagte nein, einen Engel nicht, denn der käme ja doch erſt zu Weihnachten. Und Bubi dachte nach und fragte gar nichts mehr, bis der Wagen hielt. Die Tür ward aufgemacht. Eine Schweſter erſchien mit ruhigem, freundlichem Geſicht und einer weißen Haube. Sie wurden ſchon erwartet.

Langſam, vorſichtig ſtieg Papa aus mit dem Knaben auf dem Arm. Dann eilte er ins Haus, denn es war ein kalter Tag, und Schnee deckte das Land wie ein Leichentuch. Doch drin war es warm. Sie ſtanden in einem ſauberen Zimmer, ſehr einfach nur, nicht ſo ſchön wie bei Mama, aber der glatte reinliche Fußboden, das ſchneeweiß gedeckte große Bett mit dem kleinen Kinderbettchen daneben machten einen freundlichen Eindruck. Bubi ward auf einen Stuhl geſetzt, und Mama zog ihm die geſtrickten Gamaſchen von den Füßen.

Dann ward der Knabe entkleidet. Er begriff nicht, wozu. So könnte er doch nicht zum Onkel Dotter gehen; denn er wollte ſchön ſein, weil es ein Beſuch war. Und wirklich, er ruhte nicht eher, bis ihn Mama, der die Schweſter einen Wink gegeben, wieder angezogen hatte. Sie meinte, das Kind müſſe ganz ruhig ſein und ſolle ſich gar nicht aufregen.

Darum brachte ſie ſchöne Sachen, Bubi zu unterhalten: ein Bilderbuch und ein Holzpferd-

Digitized by Google

chen, einen Leiterwagen mit ein paar Ochsen davor, die richtiges Fell hatten und ganz richtige kleine Hörner. Alles faßte Bubi an, alles mußte er genau sehen und untersuchen. Als nun gar noch eine Drehorgel kam, saß er da und lauschte, während Papa und Mama abwechselnd die Musik machten. Das ‚Stille Nacht, heilige Nacht' wollte er immer wieder hören, denn das erkannte er vom vorigen Weihnachten wieder. Und dabei stand wohl vor seiner kleinen Phantasie der brennende Lichterbaum mit dem Stern, der sich drehte, wenn Papa daran stieß, und den schönen Engeln, die alle in den Himmel zu schweben schienen.

Da bat, wenn der letzte Ton verklungen war, Bubi immer und immer wieder mit seinem zarten, dünnen Stimmchen: ‚Noch mal! Noch mal das!'

„Warum denn das?" fragte Papa. Er nickte wie ein Großer: „Das sind die Engel!"

Da drehte Papa schnell weiter, bis das Lied von neuem begann. Mama schloß Bubi in die Arme und hielt den Lauschenden, als wollte sie ihn nimmer von sich lassen.

Die Schwester war in der Tür erschienen. Sie mochte das Glück der Eltern und des armen kleinen Schelms nicht unterbrechen. Und doch, es war Zeit. Noch einen Schritt trat sie näher.

Die drei hörten sie nicht. Papa geizte um jede Minute. Mama wollte sich betäuben. Doch Bubi wandte sich um, als hätte seine Kindeseinfalt

Digitized by Google

mehr geahnt als die Sinne der Erwachsenen. Er schaute zur Türe, an der die Schwester stand, die nun, da sie die großen, weltfernen Augen des Knaben auf sich gerichtet sah, langsam die Arme hob. Er fragte mit hellem Lächeln: „Kann ich zu Onkel Dotter kommen?"

Die Schwester nickte, und der Knabe sprang herab von Mamas Schoß. Er lief in froher Erwartung ein paar Schritte zur Tür. Doch mitten auf dem Wege hielt er inne. Dort stand er in seinen kurzen Höschen mit den Strümpfchen, die ihm bloß zur Hälfte der in der Krankheit so mager und gelb gewordenen kleinen Beinchen hinaufreichten. Auf seine kleinen Filzschuhe blickte er, ging langsam zu Mama zurück und rief, die glatte Stirn in Falten legend: „Mama, so kann ich nicht zum Onkel Dotter gehen!"

Mama versagte fast die Stimme: „Warum denn nicht, Bubi?"

Sie preßte das Taschentuch an den Mund. Bubi zögerte, als wüßte er die Worte nicht zu finden, dann sprach er langsam: „Muß ich nicht die guten Schuhe anziehen, Mama?"

Sie konnte nicht sprechen. Papa aber antwortete kurz und rauh, nachdem er sich scharf geräuspert: „Du darfst so gehen, Bubi!"

Und der Knabe schritt zur Tür, hinter der ihn die Schwester erwartete. Papa und Mama wollten mit, aber sie wehrte ab durch ein Zeichen.

Digitized by Google

Die Eltern blieben stehen, und die drüben an der Tür sagte, als müsse sie den armen Schelm locken: „Der Onkel will dir die Engel zeigen!“

Da ging er schneller mit seinen winzigen Schritten und den Füßchen in den Pantöffelchen, nicht länger denn der Finger eines Großen, ging aufrecht, mutig, wie ein kleiner Mann.

Dann schloß sich hinter ihm die Tür.

Mama und Papa blieben zurück. Mama lehnte den Kopf an ihres Mannes Brust und ließ ihren Tränen den Lauf. Papa richtete das Haupt empor, blickte zur Decke, räusperte sich und ballte die Faust. Mit weit aufgerissenen Augen stand er da, und unausgesetzt, ohne daß er eine Miene verzog, liefen ihm die Tropfen über die Wange. — —

Am Weihnachtsabend aber saßen Papa und Mama in Bubis kleinem Zimmer. Das war leer. Das Bettchen, darin der Kranke gelegen, stand zugedeckt. In der Ecke erhob sich der Weihnachtsbaum, vollbehangen mit glitzerndem Christstand. Es war dunkel, denn die Lichter waren nicht angezündet.

Und doch ganz finster nicht. Ein seltsames Leuchten ging von der Straße aus, immer heller, mit jeder Minute, die verstrich: die Weihnachtsbäume brannten drüben in allen den Wohnungen die Gasse hinauf und hinab.

Da sprach Papa: „Wenn das Bubi sähe!“

Mama dachte an ihren Liebling, der uner-

Digitized by Google

ſchrocken davongegangen war in ſeinen Pantöffelchen wie ein Mann. Und ſie flüſterte: „Er ging ganz allein, wir durften nicht mit. Keiner hat ihm geholfen.“

Papa ſagte: „Wir wollen tapfer ſein, wie er.“

Da ſtanden Papa und Mama auf und entzündeten die Lichter. Papa aber ſtellte unter den Baum Bubis Holzſoldaten, der keine Füße mehr beſaß und doch ſtand. Und Mama nahm eine Schachtel und packte eine Figur aus, den Engel, den Bubi einſt ſo glühend ſich gewünſcht in ſeinem frohen Kinderherzen.

Dann ſetzten ſich die beiden vor den brennenden Baum und dachten an ihr Kind, das von ihnen gegangen und ſie allein gelaſſen hatte. Papa wollte Mama Troſt zuſprechen. Er redete über das Schickſal der Menſchen, die da mit Schmerzen kommen und unter Leid wieder ſcheiden von unſerer Erde. Und die beiden kamen ſich arm und ſchwach vor gegen Bubi. Und verſprachen einander ſich aufzurichten an dem Knaben. Sie nannten ihn aber nicht mehr Bubi, wie einſt, als er noch unter ihnen war, ſondern Papa ſagte: „Ob unſer Engelchen wohl jetzt auf uns herab blickt?“

Da begann Mama zu ſummen, leiſe nur, aber man hörte es doch, das, was Bubi ſich hatte zuletzt vorſpielen laſſen dreimal, woran er ſeine letzte Freude gehabt, ehe er hinausſchritt durch die Tür ins Dunkel: ‚Stille Nacht, heilige Nacht.‘

Digitized by Google

Eine Männerstimme brummte mit. Dann saßen Papa und Mama stumm da, während lautlos steil und hell die Lichter brannten. Langsam erhob sich Papa, nahm den Stock und stieß den Stern an oben an dem Wipfel des Weihnachtsbaumes, daß er sich drehte und die kleinen Wachsengelchen im Kreise schwebten.

Er sagte zu Mama: „Das hatte er gern!"

Dann dachten sie an Bubi, der nun hoch droben wohl den seligen Reigen schloß, lächelnd niederschauend auf Papa und Mama, nun selbst das Englein, das er auf Erden so heiß ersehnt hatte.

Digitized by Google

Fridolin

Digitized by Google

Jedesmal, wenn es Frühling ward und der Saft in den Bäumen zu steigen begann, wenn das erste Grün an den Bäumen erschrocken sich zeigte, wenn die Stürme wehten, die all das graue Winterzeug, Dünste und Nebel fortfegen, kamen über Fridolin den Maler seltsame Gedanken.

Und warum nicht? Warum denken, was Millionen vor ihm gedacht, mit Plattfüßen oder hohem Spann, mit Wasserkopf oder Vogelhirn? Oh, nur anders sein als die andern Menschen! Zogen sie einen Überzieher an, erging er sich im Freien, wie er aus dem Zimmer gekommen war. Aber das bekam ihm schlecht, denn allen, deren Glück zu fürwitzig wird, gibt der Himmel eins auf den Kopf. Da, just zur Zeit, als es höchst bedenklich schien im Garten, weil die Bäume ausschlugen und der Frühbeetsalat anfing zu schießen, just da mußte er immer krank werden.

Natürlich hatte er sich erkältet. Aber das bißchen Husten trieb ihm die Sehnsucht nicht aus dem Leib. Die Sehnsucht nach dem Frühling, die Sehnsucht nach Sonne, die Sehnsucht nach Freiheit.

Er hatte sein Weib einmal heiß geliebt, dann war sie ihm gleichgültig geworden. Und doch immer wieder sah er ein, daß sie die beste war von

Digitized by Google

all dem Weibszeug, daß nur ſie ihn verſtand und ihn belächelte mit ſeinen putzigen Schwächen, das große, große Kind.

Belächelte nicht nur, nein, ihm verzieh, auch wenn der Frühling kam, die Bäume ausſchlugen, der Salat ſchoß, die Sehnſucht emporſtieg in ſeinem Herzen, und er dann eines Tages die Zahnbürſte in die Taſche ſteckte, ein Stück Seife, die Gummiſchuhe überzog und verſchwand.

Verſchwand, nur weil es Frühling wurde und ihm ſo ſonderbar um Herz und Sinne, wie allen denen, die es gemacht hätten wie er, wären ſie nicht mit Bleigewichten an die Erde gefeſſelt geweſen, an Weib, Kind, Freundſchaft, Wohnung, Pflicht und Geld.

Ach, was waren die Menſchen dumm und feige, daß ſie den Sehnſuchtstrieb im Herzen erſtickten und nicht hinausflogen in die Freiheit, ſondern mit dem Blei an den Sohlen, dem Blei des ‚Was wird der Nachbar ſagen?' kleben blieben an der Scholle!

Fridolin der Maler war fort. Wer hätte ſich erdreiſtet, ihn zu halten? Er war zum Teufel gegangen. Gehörte er dort nicht hin, ein Höllenbraten wie er? Aber einer, den die elf Muſen geküßt, oder waren es nur ſieben? Wie weit liegt die dumme Schule hinter uns! Da ſtand die kleine Orgel bei ihm zu Hauſe, aufgeklappt, als wolle er eben beginnen. Wenn er mit allen Regiſtern dröhnend die Pfeifen zittern ließ, wenn die Flöte

Digitized by Google

leiſe ſang oder ſüß die Himmelsſtimme ſchwebte, dann ſaßen die mit den Bleigewichten an den Füßen im Kreiſe und ſagten: ‚Warum dient er nicht Frau Muſika?‘ Wenn ihm an froher Tafelrunde die Gottesgabe des Weines die Zunge gelöſt, und er in Verſen ſprach, in tief neckiſchen, von unſicherer Sehnſucht, daß allem, was langes Haar trug, die Augen glänzten, in gewaltigen, daß die Bärtigen die Fäuſte ballten, den Jünglingen das Herz ſchlug, dann ſagten jene mit den Bleigewichten an den Sohlen: ‚Iſt er nicht ein Dichter?‘

Aber ſie wollten kein Dichter ſein, den Lorbeerkranz auf der Platte. Mit nichten! Sonſt hätte doch Tante Leiſentritt geſagt: ‚Pfui, pfui!‘ und Baſe Galle: ‚Schamſt di net?‘

Wenn ſie dann ſahen, wie er Karikaturen hinwarf zum Schreien ähnlich, Eindrücke malte in Nebelgrau, Sonnenaufgang, eine einſame Pfütze im Moor, gleichſam wie der Schöpfer ſelbſt, dann ſchrien die mit den Bleigewichten: ‚Wenn er ſich doch ſammeln wollte!‘

Es waren aber die mit den Bleigewichten ſehr arme Menſchen, die über Knödel oder Kartoffelpuffer nie an die Schönheit gedacht.

Von der träumte Fridolin allerwegen. Sie gewann immer neue Geſtalt. Wer hätte ihm zürnen mögen, wenn er verſchwand, als der Frühling kam? Wer ſollte ſich unterfangen, zu richten über ihn, da doch ſein Weib ſchwieg?

Digitized by Google

Die mit den Bleigewichten sahen sie von der Seite an: ‚Arme Frau.‘ Die aber gar mit dreifachen Metallabsätzen bekamen Wutanfall, Stickhusten und Blutsturz vor Empörung über den Lump, der die Frau sitzen ließ, die arme Frau mit den Mandelaugen und dem Tränensack links, denn im vorigen Jahr zu Lichtmeß hatte sie eine Fistel bekommen. Er aber ging in die Sonne hinein, stieg in die linden Lüfte trotz Schnupfen ohne Überzieher. Er hatte ja Gummischuhe an und die Zahnbürste in der Tasche. —

Aber wer sagt euch, liebwerte Freunde, daß die Lüfte linde wehten in jenem Land des chronischen Katarrhs, ‚lieb Vaterland‘ geheißen?

Wehten die linden Lüfte, schien die Sonne nicht allein in seinem Herzen, seinem alternden Kinderherzen, das jeden Lenz zu Jugend und Tumbheit neu erwachte?

Denn er hatte sie gefunden. Er fand sie aber jedes Jahr. Und sie hieß Mieze. Warum nicht Kunigunde? Wer sagt, sie sei nicht Amalasunta geheißen? Steht es nicht im Belieben eines jeden deutschen Bürgers, auf dem Standesamt einen Namen aus Wolkenkuckucksheim zu nennen?

Ihr Vater hatte solchen Trieb wohl nie empfunden, war wohl gar einer mit den Bleisohlen gewesen. Kurz, denkt, was ihr wollt — sie hieß nun einmal Mieze. Eins konnte der bleibelastete Sohlenvater nicht hindern: Mieze hatte blond-

Digitized by Google

gelocktes Seidenhaar, weiße Haut, rosige Wangen, blaue Augen, wie Prinzessinnen im Märchen, daß, wer sie ansah, sagen mußte, die Hände ruhesam im Schoß gefaltet: ‚Es war einmal.‘

Glatt war sie, weiß und schön gewachsen. Aber das ahnte man nur, denn sie trug eine Jacke. Wäre nicht gegangen wie Fridolin der Maler, nein, nein, die wollte keinen Schnupfen haben.

Und nun fuhren sie selbander gen Süden durch das deutsche Land, den Frühling im Herzen. Aber nur dort, denn schon fiel Regen nieder wie ein schräges Gitter, das die Wünsche begrenzt. Immer weiter sauste der Zug durch Dunst und Regen, Germanias Lenzesangebinde, in den dämmernden Abend hinein.

Fridolin aber sprach:

„Es ist Licht genug in meinem Herzen! Weißt du, daß es Frühling ist, weißt du, daß die Erde erwacht, weißt du, daß ich jung wieder bin, so irrsinnig jung?“

Sie schmiegte sich an ihn:

„Wie bist du nur zu mir gekommen?“

Er lächelte listig:

„Weil es so mußte sein!“

„Nein, wie bist du auf mich gekommen?“

Da rutschte er von seinem Sitz herab, kniete nieder auf den Teppich, neigte sich wie vor einem Götterbilde und legte die Handflächen bittend aneinander:

Digitized by Google

„Tochter der Luft — frage nicht! Wir wollen einen Traum miteinander leben! Einen Frühlingstraum, wie ich . . . ihn . . .“

Er stockte. Wäre ihm nicht beinahe entschlüpft: ‚Wie ich ihn jedes Jahr lebe, wenn der Lenz in die Lande zieht!‘? Aber das durfte er doch nicht sagen! O weh! Und da war er, das große Kind, schlau, und schwieg. Er nahm ihr kleines Maienangesicht mit den Blumenaugen zwischen die Hände und sprach:

„Es war einmal eine Prinzessin mit langem, blondem Haar, die fragte und sollte nicht fragen, . . . Ach, Blödsinn, der Frühling ist da . . . Schluß, Kuß, her! Wie ich auf dich gekommen bin? Weil du jung bist und schön und weil ich der Schönheit diene, solange ich denken kann. Wir wollen aber alles vergessen, was im Lande Nebula da oben — —“

Die Tür ging auf. Der Zöllner fragte nach Zigarren.

Fridolin der Maler nickte ihm freundlich zu: „Servus, Sie sehn, i hab zu tun!“ Dabei ließ er das blonde Prinzeßchen nicht los und der in der Tür war den beiden Kindern nicht gram:

„Bitt' schön, viel Vergnügen!“

Fridolin der Maler aber lehnte sich an seine Prinzessin, die da hieß Mieze — nicht Adelgunde, nicht Aurora —, und während der Zug durch die Nacht ratterte, sang er etwas, vom Mond, vom

Digitized by Google

Lenz, von der Liebe. Dann wiederholten sich die Worte, wurden leiser, und er schlief ein. Sie hielten die Köpfe dicht aneinander, und als der Zug hielt, kippten sie vornüber und hätten sich schier die Schädel eingerannt. Lachten aber wie die Kinder. Dann streckten sie sich der Länge nach aus, rechts und links an den steilen, roten Sammetwänden, die in ihrer im Schlaf erlöschenden Phantasie sich um sie schlossen gleich der Liebe Flügel, zwischen sich den Gang, den Abgrund, in dessen Tiefen man deutlich trappsen hörte, denn da stapften die mit den Bleisohlen.

Wie ein Traum ging die welsche Grenze vorbei. Hat der Zöllner nach Zigarren gefragt? Wer sollte das wissen, wenn der Morgen ins Fenster lacht und die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel. Mußten aber doch in Italien sein! Könnten sonst die beiden durch die Straßen Veronas stolpern, als wären sie nicht auf dieser Welt? Hätten sie im Amphitheater stehen können und, das Echo weckend, hinüber singen: „Hab' ich nur deine Liebe", und das ausgerechnet, während unter in der Arena bleisohlene Landsleute vorbeischritten, denen für Geld und noch mehr törichte Worte das Gebäude erklärt ward?

Sie blickten herauf und warfen ängstliche Blicke über gestörte Weltordnung zu den beiden singenden Menschlein, die nicht mehr auf diesem Planeten weilten.

Digitized by Google

Dann ging es weiter. Sie sahen die „tomba di Romeo e Guiuletta“. Er sprach Verse aus des Speerschüttlers Drama der Liebe, und sie spähten im Sarkophag nach Überresten. Vielleicht hätten sie ein Röhrlein mitgenommen und Seifenblasen gemacht. War nicht der ganze Frühlingstraum eine schillernde Blase, die platzte, wenn man zu lange blies?

Fridolin der Maler wollte nicht daran denken. Er steckte sich eine Zigarette an, stieß den Rauch aus und sagte:

„Wir sind ehrsame Bürger!“

Sie mußten es auch sein, denn eine Tante saß ihnen gegenüber, platt, mit rotem Reisebuch. Eine wirkliche Tante, denn eine Nichte war gleich zur Hand. (Hat einer behauptet, auch die sei platt gewesen?)

Fridolin der Maler aber wollte seinen Nächsten lieben als sich selbst. Drum träumte er seinen Frühlingstraum so eng verstrickt mit dem Prinzeßchen, daß die Tantenaugen zu Teleskopen wuchsen, sie jäh aufsprang und rief:

„Komm, wir gehen in ein anderes Coupé!“

Die beiden sahen sich an. Sie machten lange Gesichter, dann fingen sie an zu lachen, lachten, daß sie fast vom Stengel fielen, und Fridolin der Maler lag im Abgrund, hielt sich den Bauch und weinte richtige, runde Tränen, die lang wurden

Digitized by Google

wie die Hühnereier, wenn es der Gackerin zu schwer geworden.

Mieze jedoch klapperte mit den Augen. Die Tantenseele war um sie geschlichen und hatte gesprochen wie Tante Leisentritt: ‚Pfui, pfui!‘ und Base Galle: ‚Schamst di net?‘

Mieze begann zu weinen. Ihre Zähren prallten nieder gleich Schrotschuß. Da sprang er auf:

„Holde Prinzessin dieses Lenzes . . .“

Durfte er so sagen? Wer hätte es ihm verdacht, nur im allgemeinen Schwung der Redensart zu kreisen?

Mieze machte ein Märzgesicht.

Er kniete aber vor ihr im bleiernen Abgrund moralischer Verdrossenheit, zwischen den rotflammenden Wänden der Liebe.

Und da mit einemmal fiel der blonde Engel aus dem Märchenland, der mit seligen Schwingen der Unbekanntheit neben ihm durch den blauen Himmel fliegen sollte, patsch, platt zu Boden und fragte, ganz klebender Erdenbengel:

„Bist du schon mal im Frühjahr nach Italien gefahren?“

Fridolin der Maler lachte:

„Kind, alles ist höchst ungewiß! Wer sagt dir, daß wir in Italien sind? Wer, daß wir fahren? Was steht fest auf dieser Erde?“

Nun tat er es wie daheim, wenn er die bleier-

Digitized by Google

nen Kämpfe ausfocht mit seinem treuen Weibe: sprach vom magnetischen Südpol bis zu der Lösung, wie man pommes soufflés macht (denn das konnte ‚sein Gemahl' nicht, und er aß sie so gern), sprach vom Korintherbrief, daß er mit Engelszungen redete, und sie hätte der Liebe nicht, bis zur neuen Wäscherin, die auch mit Chlor wusch wie sie alle.

Dann biß seine Frau an, dann zog er den wütenden Hecht mit sanfter Angel aus dem plätschernden Wasser. Kinder, Kinder, wie schlau ist der Mann! Lieben Freunde, wie gerissen das Weib! Denn: biß die Prinzessin an? Das sei ferne von ihr. All seine Rede verpuffte im Sande: sie wollte es wissen, unbedingt, wie oft er aus Nebelgebraus unter den blauen Himmel gerutscht, in einem Sausen gleich den Schlitten droben im winterlichen Schneeland. Wollte wissen, wer mit ihm darauf gesessen! Nur den Namen, den Namen!

Fridolin der Maler aber griff an die Weibesseele, rutschte zu ihr, umfaßte ihre Knie, umschlang ihren Leib, nahm ihren Kopf, küßte sie, ließ nicht ab und dachte, der alte Gauner und Strick, in seinem großen Kinderherzen, das viel schlauer war, als es so aussah unter der Zahnbürste, die von der dritten bis zur sechsten Rippe reichte:

‚Wann wird sie weech?'

Und dann zitterte die Lagune im blendenden

Digitized by Google

Sonnenlicht, dann fuhren sie zum Lido, gleich rechtem echtem deutschem Hochzeitspaar, der Ferge hinter ihnen. Und jedesmal beim Eintauchen des Ruders gab es einen kleinen Ruck. Der Ruck aber war in Fridolin des Malers Seele, und er kam von Mieze, die immer fragte:

„Warst du schon einmal hier?"

In ihren blauen Augen war Fräulein Neugierde erwacht, wuchs, daß ihr die Kleider zu eng wurden, schoß, ward konfirmiert, indem sie immer an Glauben gewann, am Glauben, er verberge ihr etwas. Sie trug bald lange Kleider, und hieß Mieze. Die Neugierde bohrte und fragte und ließ keine Ruh'. Da eines Tages sprach zu sich Fridolin der Maler:

‚Nun höre mal, du altes elendes Gewissen, dusle nicht weiter ewig pumperndes Herz, die Auger aufgetan! Müssen wir denn immer von den Sternen auf die Erde plumpsen? Herrgott von Dachau, Bieberach und Stallupönen, ihr mit dem langen Haar seid ewig gleich!'

Wie sie ihn nun plagte und schand bei lebendigem Leibe, zu wissen, wann-schon und wie-noch, da stiegen vor ihm die Mandelaugen auf, und er, der sonst so hoch flog, daß er sich hüten mußte, nicht an die Wolken zu rennen, wäre beinahe an den Bordschwellen hängen geblieben.

Da sah er eines Morgens das Prinzeßchen an: es hatte aber Haare nicht wie Märchenseide

Digitized by Google

— nein, strohblond. Und Augen, ganz ausgeblaut! Als nun abends die pommes soufflés nicht aufgegangen waren, just wie daheim, wehte ihn der deutsche Pfahlphilister an, und als die Santa Lucia über den Marcusplatz klang und wieder die Märchenprinzessin ihn trieb und quälte mit ihren Worten, sagte er ganz einfach:

„Halt's Maul!"

Es ist sehr peinlich, das zu berichten. Wie grob war das, wie häßlich von ihm! Und da er sie ansah, die Märchenprinzessin, ward aus ihr eine ganz gemeine Feld-, Wald- und Wiesenmieze.

Da ist etwas geschehen, schrecklich, schrecklich davon zu erzählen:

Eines Morgens, als sie die Augen auftat, waren die Koffer futsch. Lieben Freunde, wer hat von Koffern gesprochen? Nein, die Zahnbürste war weg, der Seifennapf leer, auch die Gummischuhe fehlten. Dafür lag auf dem Tisch ein Brief, auf großem Bogen gemalt, wie die Maler Buchstaben pinseln.

Solcher Brief lautete aber also:

„Tochter der Erde,
die Du bist aus dem Lande ‚Frage mich', wo Klarheit alles mordet, was unter den Sternen schwebt, lebe wohl! Tochter der Erde, damals der Luft, ich sprach zu Dir: ‚Frage nicht, komm mit! Eines Tages werden wir uns trennen,

Digitized by Google

dann vergiß mich, wie ich dich vergesse. Heute aber laß Deine Schuhe stehen, die mit den Bleisohlen, fliege mit mir.'

Du aber hattest, hinterlistiges Weib, in Deiner kleinen schwarzen Tasche Deine Bleibabuschen mitgenommen. Immerhin, Freundin des Bleis, Du hast mir Glück geschenkt! So wenig ist davon auf Erden, kostbar wie Radium! Für 18 Centesimi gabst du mir Glück! Sind es 21 gewesen? Waren es nur 14,3496? Arme Erdenmieze, wolltest so gern die Wahrheit wissen! Ich sage sie Dir:

Jeden Winter, wenn über die Nordmenschen graue Stimmung kommt, daß sie Selbstmord begehen oder ihren Hausstand mit bösen Worten quälen, wenn der Deutsche zu rechnen beginnt, schimpft über Kaiser und Reich, platt auf dem Nabel liegt vor dem aus der Fremde, wenn freie Gedanken schwinden wie Seife und die Herzen verschnürt sind wie Gummischuhe, jedes Jahr dann, Tochter der Erde, regt sich in mir ein Wundersames. Dann strahlen meine Augen, dann recken sich meine Arme, dann schlägt mir das Herz, dann möchte ich niederknien, heiße Tränen weinen und sprechen: ‚Lenz, Lenz! Wird mir die Sonne immer noch nicht scheinen?' Dann weht mich eine Ahnung an von Glück. Ich kenne aber nicht seine Gestalt und nicht seinen Namen! Doch siehe, als es Morgen ward, war die Stätte

Digitized by Google

leer, da er geruht. Und dann kommt Frau Treppenklatsch und spricht: ‚Gemeiner Durchgänger!‘ Und Fräulein Ständer geifert: ‚Na ja, ein Künstler!‘ Und Onkel Sitzfleisch raunzt: ‚Er bringt sich um Ehre und Reputation!‘

Doch er, der mit der Sonnensehnsucht im Herzen, ist — verschwunden.

Tochter der Erde, wer möchte sich unterfangen, zu sagen, wohin? Du, der am Herzen die Neugierde frißt, die Sehnsucht raubt und Glück, sage: wer möchte sich unterwinden, zu behaupten, es geschah schon einmal?

Irrlichter alles. Wer wüßte je Gewisses auf dieser Welt?

Tochter der Erde, sei bedankt. Forsche, schinde Dich, frage!

Ich kann nicht länger schwatzen, ich muß zum Sternenfluge meine Flügel putzen.“ —

Und eines morgens klopfte es an der Tür. Ganz leise und zaghaft. Ein Mann stand davor, gebeugt, die Augen niedergeschlagen. Mit schweren Schuhen war er gegangen.

Da öffnete eine Frau mit Mandelaugen, und er sprach:

„Guten Morgen.“

Wirklich, er sagte ‚Guten Morgen‘, nichts als ‚Guten Morgen‘. Dann setzte er sich an den Tisch, und die Frau stellte eine zweite Tasse hin. Er trank Kaffee und stippte sein Brötchen ein und be-

Digitized by Google

kam auch etwas Butter. Es schmeckte ihm gut. Daheim' So gut! Und er sagte:

„Recht trübes Wetter heute!"

Sie sah ihn an mit den Mandelaugen, die einst schön gewesen. In ihnen stieg empor, was vor einem Jahre erst den kleinen Tränensack gebildet, der sich nun füllte und dicker ward und schwoll, stieg empor, was auf der Lenzessehnsuchtsreise den beiden zwischen den rotflammenden Kissen der Liebe von den Wimpern getropft. Aber nicht das Hühnerei des Lachens, wie es ihm der Jubel langgedehnt entpreßt, nein, kleine, runde, klagende Perlen. Sie zitterten in dem trüben Licht vom grauen Himmel, der keine blaue Glückseligkeit des Südens strahlte.

Da erhob sich Fridolin der Maler. Und sein Rock war nicht ganz sauber, und sein Hemd nicht ganz rein. War es die lange Fahrt? War an ihm geblieben der letzte Rest jedes Schrittes zur Seite: ein bißchen Schmutz?

Er ging hinüber, zog die Zahnbürste aus der Tasche, die von der dritten bis zur sechsten Rippe das jeden Lenz so wütend klopfende Herz bedeckte, nahm das Stück Seife, abgebraucht und flach gewaschen wie alternde Liebe, packte vorsichtig die Gummischuhe aus und schob sie unter den Schrank. Dann stürzte er sich ins Waschbecken, wie eine junge Ente in den Tümpel, als solle herunter all die Frühlingssonnenseligkeit, die doch in Beschämung

Digitized by Google

und Staub geendet. Dann saß er in seinem Zimmer und sprach kein Wort. Er blinzelte nur immer hinüber zu der mit den Mandelaugen und dem Tränensack. Aber wenn ihn ein Blick traf von ihr, duckte er sich.

War sie nicht einst selbst lachender Lenz gewesen? Ihr Lieben, wer sagt euch, daß in ihrer armen Frauenseele nicht auch die Sehnsucht nach der Sonne geglüht? Meint ihr, in diesem sich mühenden Weibe mit rissigen Händen und leise sich krümmendem Rücken, das mit heißem Bemühen pommes soufflés versuchte, schlüge nicht auch ein sonnenfrohes Herz?

Wochen gingen. Sogar im Lande des Schokoladenmatsches, Deutschland, Deutschland über alles, begann die Sonne zu scheinen. Fridolin der Maler hob höher sein Haupt. Eines Tages, als das Strahlenbündel dort oben wärmer noch brannte als damals unten auf der Frühlingserde, schritt die mit den Mandelaugen an seinem Arm. Und er fühlte aus tiefstem Herzen: sie ist die einzige, zu der ich mich immer retten kann. Als einmal eine böse Krankheit über ihn kam, küßte er ihr die Hand, wortlos. Sie betreute ihn mit deutscher Frauenliebe, sie machte ihn gesund, daß er wieder bei der Arbeit saß, wieder Orgel spielte und die Leute sprachen: ‚Er kann alles!‘ Daß er wieder redete in Versen, seltsames Gemisch von Treue und Liebe, und doch von der Sehnsucht des

Digitized by Google

Künſtlers, der Sonne nach! Ganz verſtand man ihn wohl nicht, aber in all den bleiernen Herzen zitterte etwas, nicht ſo tief, nicht ſo hoch hinauf wie bei ihm. Lieben Freunde, ſoll der Künſtler nicht ein geringes mehr beſitzen als ihr? Euch war es fernes, fremdes Sehnen.

Ihm hieß es ... Hat einer geſagt Mieze? Kam nicht der Frühling bald wieder ins Land, ins Land Nebuloſa? Der Frühling, vor dem eine Frau zitterte mit Mandelaugen und dem Tränenſack links? Aber wer ſpricht vom Tränenſack? Gibt es nicht liebe, geſchickte Ärzte?

Und dann brach wieder eines Tages die Sonne durch, eine mädchenhafte Sonne, nicht ganz enthüllt, als erſte Lenzesbotin. Und mit ihr der Frühling in Fridolin des Malers Herzen, und das alte Lied, die Sehnſucht und der Südenstraum. Da eines Tages ... ach, wir wollen nicht daran denken! Wer ſoll alles deuten und wiſſen! Wir ſind arme und ſchwache Menſchen insgemein!

Digitized by Google

Der Venusberg

Digitized by Google

Feuerskraft unterirdischer Gewalten hob einst in Jugendzeiten der Mutter Erde den mächtigen Basaltkegel empor. Unnahbar, unvermittelt stieg er aus der Riesenebene auf. Jahrtausende zermürbten das Gestein. Vögel trugen Samen zu. Die kahle Hochfläche begann sich zu begrünen, und im Schatten alter Eichen lag dort ein Heiligtum, geweiht dem unbekannten Gotte. Ein Feuerstrahl vom Himmel zerspellte es bis auf den Grund. Jahrhunderte gingen wie Tag und Nacht. Dann kamen Männer, bauten eine Burg und wurden Herr über das ganze Land vom Morgen bis zum Abend. Aber fremde, schlitzäugige Horden jagten von Osten daher gleich wildem Hornissenschwarm, banden ihre Schinder an die Weidenstümpfe und lagen Monde um die Burg. Die droben besaßen Getier und Felder und hatten einen Brunnen gegraben, wohl an die fünfhundert Klafter tief, daß sie weder Hunger litten noch Durst. Aber ein Weib, eingeschleppt um ihrer Schöne willen, brachte ihnen sehrende Krankheit, und die Burg fiel. Trunken wurde die Erde von Menschenblut, das da troff über die Felsen wie an einem Opferstein. Dann warfen sie die Brandfackel in die Mordstätte, banden die Gäule von den Weiden-

Digitized by Google

ſtümpfen und ſtiebten davon. Über die Rieſenebene aber ſah man den Berg lohen und rauchen tagelang. Raubvögel warteten auf den Äſten, und die reißenden Tiere des Waldes, angelockt von Leichendunſt und Blut, lagerten zähnebleckend im Kreis um den Berg und bebten vor Gier und vor Hunger und vor Wut.

Eppich wuchs über zerfallene Mauern und armſeliges Gedächtnis der Menſchen. Von dem Dung der Leiber ſproß dort oben eine grünende Herrlichkeit. Da kamen Mönche, fanden den Berg, weithinſchauend, und bauten droben einen Gnadenort. Vierzehn Leidensſtationen führten hinan, dem einzigen ſteilen Steige folgend, der den Felſen durchriß. Wie aber die Jahrhunderte dahinrannen gleich Sand durch die Finger der Gotteshand, wehten neue Gedanken: Bilderſtürmer fielen über den Kalvarienberg. Nichts blieb denn die erſte Station unten und oben die letzte, daß bald Kinder ihre Eltern fragten: ‚Warum heißt das Kalvarienberg?‘ Die wußten es aber nicht: ‚Das hat immer ſo geheißen!‘ Die Bürger der Stadt, die drüben nicht fern vom Meere emporſchoß, meinten, böſe Geiſter gingen um dort oben, und mieden den Ort. Nur waren die Geiſter nicht unlieb, denn jedes junge Paar aus der Stadt, das nicht wußte, wo ſeine ſchwelende Liebe bergen, fand ſich im heimlichen Gemäuer. Unter flüſterndem Laube ſaßen ſie, dicht am lotrechten Abſturz in die endloſe

Digitized by Google

Ebene, wo im Sonnenspiel Wasserläufe blitzten, Saaten reiften, gelbes Korn Wellen schlug im Winde und die Ackersleute den Dörfern zustrebten, draußen am Ende der Blicke. An milden Abenden dufteten Flieder und Jasmin, in allen Zweigen flöteten die Vögel ihr Liebeslied, darunter schienen Küsse zu zittern, ein Kosen und Seufzen klang, spät aber, wenn die Sterne zuckten am Himmel vor Herzensweh, rannen Abschiedstränen, und zwei und zwei in eins taumelten die Paare der Riesenstadt zu.

Da eines Tages, als bei den Frommen im Lande des Kalvarienberges Argernis als Kuppelfels und Hurenort gen Himmel stank, begab es sich, daß ein kleiner Mann erschien in der Riesenstadt mit einem Anzug nach dem letzten Schnitt und einer Perle in der Krawatte. Er strich durch die Straßen und sah rundum Arbeit schwieliger Hände und guter Köpfe, sah am Hafen das gewaltige Denkmal der Arbeit, ohne Edelrost, dunkel, wie alles hier schwarz gekleidet ging, sah, wie sie hastig aßen, ohne Liebe, denn sie dachten nur ans Geldverdienen, sah, wie die Autos schossen allein mit Leuten, die da trugen Mappen unter dem Arm.

Häuserzeilen ohne Ende wuchsen, kahl die Front und öde der Hof, nie fertig, denn die rohen Brandmauern warteten, daß der Nächste daran sich lehne. Kein Garten lachte. Die Menschen

Digitized by Google

dieſer Straßen kannten nicht Gottes freie Erde, ſannen nichts nach Tagesarbeit als dumpfen Schlaf, als Suff, als Weiber. Es war aber nur eine traurige Luſt in räucherigen Kneipen, ſchäbigen Tingeltangels, Zeltbuden auf den Lücken der Bauplätze. Es war auch ein dumpfes Volk mit grauen Geſichtern, vorzeitig reif dem Grabe.

Im Herzen der Rieſenſtadt ſtanden Bierpaläſte mit erborgter Fürſtenſchlöſſerpracht, darinnen Menſchen, ſonſt nur in möblierten Zimmern heimiſch, und in den Häuſern gab es nicht harmlos heitere Geſelligkeit, allein Prunk und Völlerei. Die Ebenbilder Gottes ſchritten hin, hohlwangige Leichen, lebend über Stand und Kräfte, hohlwangige Leichen, denen Geldgier Nerven und Zufriedenheit gefreſſen, hohlwangige Leichen, geſteigert wider die Natur, gebläht, einander belügend mit unechter Luſtigkeit.

In den Schauſpielhäuſern ſaßen Menſchen feierlich: Würdebonzen, Seniorchefs, Tanten männlich und weiblich, und nur bisweilen bei franzöſiſch leichter Koſt klang Wiehern aus toternſtem Munde. Spezialitätentheater waren zum Erſticken voll, doch die Soubrette trug eine Tortenſpitze am Ausſchnitt, und dem Komiker hatten ſie die Giftzähne ausgebrochen. Dennoch ging ein Schmunzeln ſchämig über fromme Züge, und manch Auge kreuzte ſich verſtohlen mit anderem Augenpaar. Im Kino wuchs blondes und dunkles

Digitized by Google

Haar zusammen, glühende Wangen lagen Bord an Bord, bis unbarmherzige Helle nur noch den ebenmäßigen Heucheltepich zeigte frommer Wohlanständigkeit.

In hechtschwangeren Lokalen saßen Leute dichtgedrängt mit Bäuchen und gedunsenen Gesichtern. Welche hatten stiere Augen, anderen blühten die Wangen, letzte lagen in den Ecken, das Kinn auf der Brust. In dunkeln Gassen gingen Gestalten, das Tuch um den Hals, Ballonmützen tief in der Stirn. An den Häusern lockten rote Feueraugen. Trunkene flogen über Schwellen. Weiber kreischten. Ein blonder Riese in schwarzem Rock verteilte Zettel: ‚Die Sünde wohnt in diesen Gassen. Schändet nicht den Tempel eures Leibes!‘ — ‚Amen!‘ schrieen die Ballonmützen ihm nach. Der aber mit schwarzen Handschuhen achtete ihrer nicht und schritt furchtlos dem Dunkel der Gasse zu, ein Diener des Herrn und seiner elendesten Geschöpfe.

Und das alles sah der kleine Mann mit der Perle in der Krawatte, und er fragte nach allem, und er merkte sich alles, und er fühlte, was hier fehlte in der Riesenstadt.

Da eines Tages hielt, wo einst breitbackige Mongolen Schinder an Weidenstümpfe gebunden, ein Wagen. Ein kleiner Mann stieg aus und schritt den Weg hinauf von der ersten Leidensstation. Dem Wohlbeleibten perlte der Schweiß auf

Digitized by Google

der Stirn. Er nahm den Hut ab, und man sah eine gelbe Billardkugel, darauf drei schwarze Kleckse: zwei Kohlenaugen und ein kleines Bärtchen. Unter den alten Bäumen ging er hin durch wildes Gestrüpp, und da es gegen Abend war, hörte er Seufzen aus allen Büschen. Wo die Liebenden Pfade getreten, die da mündeten in schwindendem Tageslicht dicht am Absturz zur Ebene, ruhte immer ein Knäuel verknotet, daß man nicht Weib schied noch Mann.

Da lächelte der Kleine nach innen, stieg hinab und lief um den Berg. Erdschollen klebten an seinen Stiefeln, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Dann saß er im Hotel und schrieb Briefe, daß auf den Schreibtischen das Papier mit dem Stempel des Grandhotels schwand, als sei es vom Feuer verzehrt. In alle Welt flog es hinaus: Erfolg hat, was einem Bedürfnis abhilft. Das Bedürfnis ist da. Konkurrenz nicht zu fürchten. Das Geld liegt auf der Straße. Der Mann, der es euch sagt, wohnt: Grandhotel Riesenstadt.

Wie nun die Zeit verstrich, klagte eines Tages im Briefkasten des „Riesenblattes" eine ehrsame Bürgersfrau, sie sei auf einem Spaziergange ahnungslos auf den Kalvarienberg geraten und habe die Hände vor die Augen legen müssen vor Scham. Die Geistlichkeit schlug ein Kreuz, Erbeingesessene jammerten über Zuchtlosigkeit der

Digitized by Google

Zeit, die Roten schürten: solches sei erlebbar nur unter verrotteter Staatsform. Ein Sündenpfuhl ward aufgedeckt, davon keiner noch geahnt. Und derart tobte der Lärm, daß der Vorschlag ernstlich aufschoß, den Kalvarienberg als Steinbruch zu verkaufen. Ein Übertriebener verlangte: ‚Man sprenge ihn mit Dynamit.‘ So ward offenbar, es möchte noch ein Segen heißen, einer nähme den Kalvarienberg zum Geschenk, ja, welche schrieen: ‚Draufzahlen muß die Riesenstadt, nur ihn loszuwerden!‘

Mittenhinein in Hohn und Hölle, Schimpf und Ernst schmetterte die Nachricht, von allen Stadthühnern hinausgegackert: dem Oberbürgerhahn sei es gelungen, den Berg des Gräuels abzustoßen, und gar noch für einen hübschen Preis.

Alles schien des Ausgangs froh. Nur süßen Mädeln sah man ihn förmlich an, den Kummer obdachloser Liebe, und junge Leute machten Sonntags ein ratloses Gesicht. Draußen aber waren gleichsam des Paradieses Pforten zugetan. Kein Cherub stand davor mit flammendem Schwerte, doch Stacheldraht und die Tafel: ‚Eintritt verboten.‘ Kein Kosen klang, kein Seufzen, keine Paare lagen seltsam verstrickt, zwei in einem, wenn ein kleiner Mann dort oben schritt, der alles sah und alles schätzte und alles maß. Denn er kam mit Leuten, die trugen Bandmaß und Papierrollen unter dem Arm. Arbeiter bahnten Wege.

Digitized by Google

Pfähle fuhren in die Erde, nicht Liebespfeile in zuckende Herzen.

Schienenstränge blitzten auf der Straße zum Kalvarienberg. Von der Riesenstadt pendelten Wagen hinaus ohne Ende, beladen mit Portlandsäcken, denn die Ebene gab keine Steine und der Basalt war zu hart. Als sei ein ganzes Land entwaldet, starrten Balken, Bretter rund um den Berg. Dachpappe stand in Rollen, gleich Marmortrommeln griechischer Säulen. Meilenweit zogen gleißende Kupferschlangen über platte Ebene herüber vom Gebirge, wo ein kleiner Mann Wasserkräfte gekauft, Bauern blendend, Waldherren beugend durch die Macht des Goldes. Dann wuchsen Eisengerüste empor bis zur Höhe des Felsens, und vom Rätselfunken durch die Kupferschlange zuckend getrieben, schwebten Aufzüge, mit Monteuren blaubekittelt, Maurern kalkbespritzt, ledergeschürzten Zimmerleuten. Eisen gellte, Holz knirschte; Hämmern, Dröhnen klang Tag und Nacht. In einem Bretterhause, just neben der vierzehnten Leidensstation, klapperten Schreibmaschinen, und an langem Tische saß der kleine Mann inmitten von Leuten mit wilder Künstlermähne. Und er hörte alles, und er münzte alles, und er nutzte Gedanken, die sie kreisend geboren. Er sog sie aus den Hirnen, er kitzelte Künstler, Ingenieure, Techniker zu immer neuen Einfällen.

Um diese Zeit begann ein Fremder, ein Pa-

Digitized by Google

riſer, im „Rieſenblatt“ Eindrücke wiederzugeben über die Rieſenſtadt. Er lobte den Fleiß ſtiller Kontore, rauchender Schlote, wurde warm über das Treiben im Hafen, beugte ſich vor Ordnung und Sauberkeit der Straßen: eine Hymne der Arbeit. Schon pochten eitle Herzen, als der Aufſatz des Mannes aus der Stadt des Lebensgenuſſes mit der Frage ſchloß: ‚Aber gibt es auch Freude in der Rieſenſtadt?‘ Der aus Lutetia war ausgegangen, ſie zu ſuchen: Lag ſie im Spielplan der Schauſpielhäuſer mit ſeelenzerfaſernden Quälereien von und für Äſtheten? Schwere Opern, letzte Beethovenſymphonien redeten zu dem Franzmann nicht. Wo gab es leichte, graziöſe Stätten, die den Fremden lockten wie in Paris? Des Montmartres Bild lachte luſtig aus ſeinen Worten. ‚Venedig in Wien‘ ſtieg auf mit Wiener Leichtigkeit und ‚Wiener G'müt‘, Volksſängern, Operett', neckiſchem Plauſch bei Deutſchmeiſtermuſik, während ſüße Mädel auf und nieder ſchritten. All das im Plauderton, daß es auch den Strengſten nichts verſchlug, und Ladnerin wie Haustochter, Beamter wie junger Mann, ſehnſuchtsvoll dachten an verſchollene Tage, wo der Kalvarienberg bei Nachtigallenſchluchzen und Fliederduft unter ſternbehangenem Himmel ſie ſelig gemacht.

Doch gleichſam den Eindruck des Leichtſinns zu verwiſchen, ward in nächſten Nummern erzählt

Digitized by Google

von Volksfesten am Rhein, Hamburger Alsterregatten, englischen Pferderennen, nur einem untertan: der Freude. Und endlich, letzter Trumpf: Oktoberfest in München, verlangenden Mädeln wie gesättigten Frauen, jüngsten Burschen wie alten Bierwänsten erb und eigen, mit Fischbraten und schwankender Krinoline, Hähndlnfressen und seligkreisendem Karussel, Schaubuden, Rutschen, Rodeln, Schaukeln, Bier, daß die ganze Wiese duftete, wie einst das Blut der Erschlagenen, wie die Schmach des Kalvarienberges gen Himmel gestunken.

Der Gedanke der Freude starb nimmer aus. Der kleine Mann schürte Freudenfeuer überall: Professoren, die sonst nie den wissenschaftsernsten Mund geöffnet, kohlten von der Freude. Reine Dichter zeugten in freien Rhythmen davon. Nordische Frauenrechtlerinnen mit gebrochenem Deutsch prägten es: das Jahrhundert der Freude.

Just um die Stunde aber wehte Botschaft durch den Blätterwald: die Kalvarienbergsgesellschaft hatte ohne Eigennutz der Stadt die Schienenstränge überla'ssen, die hinausführten zum Berge, mit der Bedingung nur ganz klein: ‚den Verkehr zu sichern je nach Bedürfnis'. Die Bürger lachten: Glänzendes Geschäft — Bedürfnis, gab es das? Wer fuhr hinaus, seitdem die Liebe aus dem Paradies vertrieben worden?

Doch siehe: draußen wuchs ein Riesenrad,

Digitized by Google

durch den ganzen Himmel ſchneidend. Ein Eiſenturm bis in die Wolken. Und dieſes Bild erſchien jetzt überall: der Fels in weiter, nachtdunkler Ebene, darüber ein Feuerkreis: das Rieſenrad, und vom Turme blendend eines Scheinwerfers Lichtkegel bis hinaus zur Rieſenſtadt. Auf den Straßen zogen Bittgänge menſchgewordener Plakate, Fahnenträger des Venusberges, denn da ſtand es:

Der Venusberg.
Eröffnung 1. Juni 1900.

Auf jeden freien Giebel wurde es gepinſelt: der Venusberg! Von allen Mauerecken, allen Anſchlagſäulen drängte es ſich auf: der Venusberg! An Kohlen-, Möbelwagen ſah man das Bild. Laternen warfen es auf Bürgerſteige: der Venusberg! Wer ankam am Zentralbahnhof, erhielt ihn in die Hand gedrückt: den Venusberg! Seedampfer, feſtmachend im Hafen, bekamen ihn als erſten Gruß: den Venusberg! Auf das Gepäck der Reiſenden ward er geklebt, Schlipsnadeln mit dem Venusberg verteilte man auf allen Gaſſen, in den Geſchäften wurden Broſchen jeder zugedacht, die über drei Mark kaufte: mit dem Bild des Venusberges! In den Kontoren hing er an der Wand, er ſteckte an den Tintenfäſſern. In Nähſtuben tuſchelte man ſich's zu. Die Oberin nahm ihn der Schweſter fort, die ihn vom ſtillen Kranken-

Digitized by Google

gange mitgebracht. Der Oberbürgerhahn und alle seine Hühner gingen stolzen Haupts einher: Wien war übertrumpft, München lächerlich, Paris erreicht! Wie ein Taumel lief es durch die Riesenstadt: Anzeigen kamen in den Blättern, seitengroß: Zehn Pfennig kostete die Fahrt hinaus. Der Eintritt: eine Mark. Zwanzig Aufzüge liefen ohne Rast. Ohne einen Pfennig mehr auszugeben, waren vom Wege her Vorstellungen, Theater offen, ein Schlager, ein Akt umsonst zu sehen. Nur wer sitzen wollte, mußte zahlen. Und beim Wochenanfang war kein Auto mehr zu haben für den Abend, kein Wagen in der ganzen Riesenstadt.

Blutrot ging die Sonne auf Sonnabend am 1. Juni.

Vom Venusberge wehten fünfzehntausend Fahnen. Mehr noch Girlanden hingen. Dampfwalzen ebneten die Straße zum letztenmal. Nun zogen, die dort in Hemdsärmeln und Schürzen geputzt, gestöbert und geschuftet, die Röcke an und warteten der Menschen. Schwarze Massen wälzten sich, von Löhnen und Gehältern die Taschen gefüllt, zum Venusberg. Auf allen Straßen stand die Polizei, auf Doppelgleisen ungezählte Tram. Als die Dunkelheit sich niederließ, blitzte es an den Drähten wie Wetterleuchten, wenn der Bügel federte. Der Autos Lichteraugen leuchteten aus halbgeschlossenem Lid, mehr und mehr sich öffnend, bis eine große Pupille blendend

Digitized by Google

anſah: den Venusberg. An dunkeln Kaſſen drängten dunkle Schwärme, über ihnen drohte ein ſchwarzes Rätſel: der Venusberg.

Da: eine Uhr ſchlug dreiviertel. Die Maſſen wuchſen wartend, warteten wachſend in langer Kette. Minuten zögerten endlos hin, da ſchlug es abermals: eins, zwei, drei, fünf, ſieben, acht, neun. Alles hielt den Atem an. Hunderttauſend Augen ſtarrten nach dem Venusberg. Plötzlich ſtrahlte er in lohender Helle, gleich einer brennenden Stadt, auf hundert Meilen den Himmel rötend. Feurig ſchwang das Rieſenrad. Vom Turme fiel des Scheinwerfers blendendes Licht über die Straße auf die Rieſenſtadt, all die kleinen Leuchten ſchluckend, wie wenn die Sonne ſtrahlt und vergeſſene Nachtlaternen funzeln noch am Wege. Bum! Bum! Bum! Einundzwanzig Kanonenſchläge, als ſei ein Königliches geboren. Tobende Muſik erſcholl wild durcheinander, wie im Echo die Königshymne, wenn Armeen in der Parade ſtehen. An den Kaſſen in und um die erſte Leidensſtation ſchnellten die Fenſter hoch. Zwanzig Aufzüge huben an zu ſteigen. Ein Volk ſtrömte droben in den Venusberg.

Dort aber ſtand ein kleiner Mann und ſah ſie kommen und ſchätzte ſie nach Kaufkraft und Gewand und lächelte, als wollte er ſagen: Ihr ſeid mir alle untertan! Sie aber ſtrömten durch die Gänge, irrgartengleich, nach allen Seiten. Die

Digitized by Google

tausendjährigen Eichen, Wege säumend, sah man nicht vor irrsinniger Lichterblendung.

Da drehten Scheiben, Hirsche flohen, Gestirne kreisten um eine Sonne, hübsche Mädel hielten die Gewehre hin: ‚Bitte, mein Herr!‘ Daneben Kraftmesser, wie Thermometer anzuschauen. Ein Kerl mit Knollenbiceps hob den schweren Hammer: ‚Wer schlägt zum Herkules?‘ Silhouettenschneiderscheren klapperten verlockend. Spiegel warfen Menschenbilder zurück, verzerrt zum Spargel oder Mehlsack. Da stand ein Haus, das Dach nach unten, in Scheinwerferblendung verlor sich das Firmament. Vor dem Panoptikum protzten Akte aller Menschenrassen voller Ernst der Wissenschaft — im Venusberg. Sinnverwirrend tobte ein Orchestrion mit Cymbeln, Becken, Pauken, Trommeln und Trompeten. Schlanke Mädel luden ein zum Blitzlichtbild. Riesendamen stapften schwer und atmeten wogend. Zwerge zeigten alte, gilbliche Gesichter. Zwischen den Bäumen dunkelte etwas, als sei die Rüstung eines Domes stehen geblieben. Lampen blitzten, erloschen wieder. Sausend kamen auf der Achterbahn die Wagen, voll kreischender Menschheit. Daneben eines Irrgartens Stille, darinnen man auf anständige Art verlor, wessen einer oder eine ledig zu sein begehrte. Drüben klang das Rutschen und Rattern der Rollschuhbahn. Vom künstlichen Eise wehte es kühlend in der lauen Sommernacht, die auf

Digitized by Google

blitzendem Stahl holländernde, walzende Paare durchflogen. Wo die Baßtuben dröhnten, kämpften Preisringer mit täppisch gewaltigen Griffen. Ein Kerl in rotem Frack brüllte ewig heiser: ‚Nur hereinspaziert, meine Herrschaften! Vollblut im Venusberg!‘ Drinnen aber hielten Weiber sich mit selig-stolz-verzweifelten Gesichtern hilfeflehend an den Mähnen. Vor dem Kasperletheater saßen Paare Hand in Hand, offen Maul und Augen, wie auf ein Niesen auf das nächste Lachen wartend. Hinter ihnen auf den Wegen, gaffend, zerrend, zogen Mädel, Frauen, den Freund, den Mann am Arm: ‚Dort! Dort! Komm! Komm!‘ Heuriger wurde da verschenkt. Wiener Fiakergestalten, Hut im Nacken, Strohhalm hinterm Ohr, die pralle Silberkette überm Bauch, nahmen vom geölten Haar den Hut und drehten ihn: ‚Mei Bluat geht so lufti!‘

Dazwischen klang aus irgendeiner Ferne eine Weiberstimme. Stand da eine, schön gewachsen, nicht mit Tortenrandpapier. Wie ein Wirbel flogen Nackttänzerinnen vorüber, Akrobaten warfen Kinder einander lächelnd zu, an der Decke schossen Menschenschatten schwalbengleich. Gerüchte liefen: ‚Zehntausend Menschen auf dem Venusberg!‘ Beim Nächsten schwollen sie auf Hunderttausend. Durch alle Wasser wurde es getragen: ‚Hunderttausend Eintrittskarten sind verkauft!‘

Und der kleine Mann ging durch die Menschen,

Digitized by Google

und er hörte es und er lächelte, und wenn einer, alt und müde, nach dem Ausgang fragte, war er taub und rief: „Ach, das Dreißigtagerennen? Hat eben begonnen! Bitte, da drüben!“

Mehr aber lockte der Bauchtanz im Arabischen Café, wo quittengelbe Nabel kreisten, unter dunkel zitternden Brüsten. Daneben gähnte grell beleuchtet eine offene Bühne, durch einen tiefen Graben nur von all den Gaffern getrennt. Löwen saßen verachtungsvoll gelangweilt, bis einer mit der Peitsche einen auftrieb, daß er scheuen Blickes, geduckt hinschlich, fauchend, und durch einen Feuerreifen schoß.

Alles drängte in den Kino. Mädchenschwärme, unbekleidet, zogen dort in bacchantischer Lust. Aufpeitschende Musik. Endlos der Millionenkilometerfilm.

Hier nur Bild, drüben greifbare Lebendigkeit: Im Theater standen schwarz die Menschen, die allein den Eintritt erlegt; Tausende von Sitzen bezahlt. Vom ersten Wiener Operettenmeister war die Musik, zwei feinste Witzler hatten das Libretto sich abgesonnen. Vor den Sängern fanden Hände sich, Kniee rückten aneinander. In der Pause dröhnte Rauschen, Schmettern, Pauken, Fiedeln. Gierige Augen glänzten: Wo war noch mehr zu sehen? ‚Venusberg‘ stand drüben am Riesensaal mit der gewaltigen Kuppel, von der Scheinwerfer herunterblitzten. Sie erloschen jäh. Wer erst ge-

Digitized by Google

kommen, schien verwirrt: Was war geschehen? Da schossen wieder Strahlenbündel auf die gewaltige Tanzfläche, mit Hunderten von Paaren dichtbesät. Und plötzlich ward es wieder Nacht. In jäher Dunkelheit schloß man die Augen, und manche runde Brust lag eng an breiter. Strahlte aber jäh das Licht, fuhren sie auseinander, wie Adam und Eva im Paradies, da sie ihre Blöße erkannt. Dann sah man nur die Paare eng umschlungen, scheinheilig lächelnd im Wackeltanz. Und der Riesenkasten spielte sehnend, mit Geigenschwirren und gestopften Hörnern:

„Süße Kleine, komm mit mir
In das Nachtgetriebe!
Jeden Abend gehen wir
Auf den Berg der Liebe."

Drüben aber, wo in wilden Karussellen Pferde stiegen, bockten, Männer, Mädel kreischten, als ob ein ganzes Volk zum Himmel schriee, dröhnte ein zweites hausgewaltiges Orchestrion mit Posaunengewalt und Paukendonner, tobend in eisernem Takt:

„Ach, wie so fesch — bum!
Ach, wie so resch — bum!
Auf zum Venusberg!"

Da flogen Schaukeln, darinnen Paare standen, glühend, mit inneren Armen einander umschlungen, haltend, mit den äußeren an die Taue gekrampft.

Digitized by Google

Röcke zeigten beim Hinunterfahren den Wuchs der Mädel, und beim Steigen wehten sie als bunte Fahnen. Da schoß vom Riesenturm, darin wie die Glieder einer Fahrradkette der Aufzüge Lichter stiegen, ein neuer greller Schein empor zum Himmel. Einer hatte es verkündet, wie Feuer sprang's von Ohr zu Ohr. Die Taumelorte leerten sich für Augenblicke. Geballte Menschenhaufen schrieen: ‚Ah! Ah!' Wolken hatten sich geballt, drohend, undurchdringlich, als möchten die Himmel nicht erblicken, was dort unten geschah, und auf den Wolken las man geisterhaft gewaltig: ‚Venusberg!' Die Gedanken wandten sich zum Turm, zum Riesenrad, näher der Wolkenschrift zu sein. Und wie man im Rade kreisend stieg, sah man unten, tief unten den lichterbrennenden Venusberg mit Menschheitssummen und tobenden Orchestrions, die Ebene endlos, am weiten Horizont einsame Lichter von den Dörfern, und am Ende einer Lampenschnur hellen Schein wie fernen Brand: die Riesenstadt. Genug genügte nicht, sie wollten höher: Auf der Plattform des Riesenturmes standen sie im Dunkel, doch geblendet von den Leuchtturmlinsen, deren Lichtkegel Myriaden Nachtgetier ansog, wie der Venusberg die Menschlein. Die Angst der Kreatur spann sie zusammen, Schwindelhöhe, Rätsel der Nacht, Gewalt des Himmels, des Windes ständig leises Sausen und des Abends brennender Rausch: der Venusberg. Mancher,

Digitized by Google

der seiner sich noch nicht genaht, manche, die ihrem sich noch nicht gegeben, lehnten plötzlich aneinander, im — Bangen armseliger Menschlichkeit, nicht mehr allein zu sein in diesem Riesenkreise von Lust und Welt, als sei der Venusberg gleichsam ein Tröster. Rund an der Galerie an eingeholten Speichen hingen Stahlkugeln. Zwei und zwei verschwanden in den Liebeskapseln des Venusbergs. Die Felgen, lange Stahlarme, stiegen wie Schwungkugeln einer Maschine. Während durch die Fenster nur der Weltenraum sie sah, fern allen Menschen, warf Zentrifugalkraft kupplerisch sie aufeinander, daß sich Mund an Munde fand; bis die Kugeln sanken.

Wie die Stunden strichen, Wein und Bier die Köpfe rötete, faßte dumpfer Taumel all die Massen. Ältere, Ruhige, neugierig nur, waren längst gegangen. Ernste hatten sich gewendet von dem, was hier geschah. Die Jugend blieb allein im Venusberg, der ohne Ende lief, wie der Millionenkilometerfilm. Er schien sich nicht zu leeren. Unten auf der Straße pendelten die Trams. Frisches Blut ward aufgefüllt. Die Aufzüge stiegen. Späte Arbeiter kamen aus der Riesenstadt: Angestellte der Hotels, der Lokale, die schandenhalber leer betrieben worden — der Venusberg hatte sie erdrosselt, wie Warenhäuser kleine Leute. Große Dampfer, eben eingelaufen, führten Hunderte dem Venusberge zu. Von weitem schon

Digitized by Google

ſtand am Horizont das Rieſenfeuerrad und auf den Wolken, immer drohender zuſammengezogen: ‚Venusberg‘. Sie hörten die Orcheſtrions einander entgegenſpeien, mit Geigenſchwirren und geſtopften Hörnern:

„Süße Kleine, komm mit mir
In das Nachtgetriebe!
Jeden Abend gehen wir
Auf den Berg der Liebe!“

Und das andere, mit Poſaunengewalt und Paukendonner, tobend in eiſernem Takt:

„Ach, wie ſo feſch — bum!
Ach, wie ſo reſch — bum!
Auf zum Venusberg!“

Dumpfe Begleitung klang dazu. Ein ferner Chor, denn wie der Alkohol die Herzen weitete, die Arme öffnete, faßten die Paare einander unter und ſummten ſelig die Melodie, die ſich durch Nerven und Adern ſchlich: ‚Süße Kleine, komm mit mir . . .‘ Und andere, denen Wein und Freude aus den Augen lachte, brüllten auf allen Wegen: ‚Ach, wie ſo feſch! . . .‘ Dann ſchrieen ſie einander ins Geſicht im Chore: ‚Bum!‘ Und wieder leiſe geflötet: ‚Ach, wie ſo reſch!‘ Und abermals gleich Kanonenſchlag: ‚Bum!‘ Dann aber gleichſam Aufforderung zu Aufſtand und Ungeheuerlichem, wild durcheinander Jubeldrang und Freudengewißheit: ‚Auf zum Venusberg!‘

Digitized by Google

Aber sie waren ja oben! Alles, was in der Riesenstadt heimlich der Freude gefrönt: bei der Zigeunermusik seine Hunde, gleich eingeschlagenen Granaten Sektflaschen um die Tische, im Irrgarten Paare auf verschwiegenen Bänken ganz verirrt. Rutschbahnen nieder sausten Menschenknäuel, einander in den Armen. Beim Photographen ließen zwei, eben erst bekannt, sich gleichsam auf der Platte trauen. Verachtungsvoll gelangweilt blickten Löwen auf jene jenseits des Grabens, seltsam verstrickt, wie einst draußen auf dem Kalvarienberg. Silhouetten konnten allein noch zwei und zwei geschnitten sein. In Absinth- und Opiumhöhlen lagen Körper nur, einstmals Menschen. Als die Riesendame den Strumpf herabließ, zu beweisen, daß die gießkannendicken Waden echt, stürzten gröhlende Massen zu.

Welche hatten schon ihr Geld vertan. Auch da war vorgebaut: dort links, zartfühlend matt beleuchtet, lag das Versatzamt. In Kästen trat man, wie eine Zuchthauskirche abgeblendet, daß keiner den anderen sah bei dem verschwiegenen Treiben. Wer wiederkam, dem strahlte das Gesicht: er hatte Geld! Geld, das hier Dreck geworden schien.

Wo der ‚Berg der Liebe' klang, wackelten die Paare im Zweischritt. Gewohnheitsrecht schon, daß das Licht erlosch. Küsse schwirrten wie Grillenzirpen auf abendlicher Flur. Und als die Strahlenkegel wieder fielen, blieben sie verschränkt, ver-

Digitized by Google

knotet, daß die wenigen Gesetzten, Ruhigen, die noch dageblieben, den Ausgang suchten, hinter sich zu lassen den Venusberg. Sie waren neunmal nun gesiebt dort oben, die Kinder der Freude. Inzwischen verschwamm die Wolkenschrift am Turm, wie wenn ein Gegenstand dem Glase zu nahe kommt. Finstere Schwaden strichen dicht über den Venusberg. In der Ferne zuckte greller Schein. Der Donner rollte, übertönt vom Toben der Riesenorchestrions, vom Schmettern, Tuten, Blasen der Orchester. Der Wind stieß wild vom Meer, wo beim grellen Phosphorleuchten der Himmel helle Wogenköpfe blitzten. Rund über die Riesenebene rückten die Gewitter an, wie gegen einen Feind, einkreisend den Venusberg. In dessen Kabaretten saßen Damen in ausgeschnittenen Kleidern, befrackte Herren, die Armut und Verbrechen nicht mit der Feuerzange anfassen mochten, und sahen gekitzelt Tänzen zu von schweren Jungens, Leichenfledderern, Apachen, Zuhälterpack und Urning. Im Tanzsaal schwankte im Wackeltanz der Boden, wie ein Schiffsverdeck bei Sturm auf hoher See. In stillen Gängen war keine stille Bank mehr leer. Kein Neuer kam hinzu. Die Aufzüge standen. Was aus der Riesenstadt hinausgedrängt, reif zum Venusberg, schien dort versammelt, wie in der Arche Noah. Die Sintflut mochte kommen.

Da plötzlich fuhr ein Blitz vom Himmel, daß

Digitized by Google

die Chauffeure, unten wartend in der Dunkelheit, die Augen mit der Hand bedeckten. Donner krachten, daß die Erde bebte, die Menschen auffuhren aus jähem Taumel. Im Kino verblaßte der Reigen liebestoller Mädchen. Taghell ward es. Eine Flamme schlug bis ans Dach. Jäh beleuchtet sah man Menschen, Arm in Arm. Hände fuhren schnell aus Kleidern. Verglaste Augen blickten starr sich um. Grell schrie einer: „Feuer!“

Alle Lichter loschen aus. Im Tanzsaal hielten Tausende von Paaren inne. Gott, war die Dunkelpause lang! Es klang von Küssen wie ein Prasseln empor zur Decke. Doch es ward nicht hell. Im Kabarette klangen des süßen Bohêmedichters zarte Liebesliedertöne länger, ungewisser, wie ein Grammophon, das abläuft. An den Schießbuden sanken die Gewehre. Schlittschuhe schliffen nicht mehr, klapperten auf Holz.

„Feuer!“ brüllte ein Stiernacken, der Ringerkönig, und stürzte von der Bühne. Was er im Dunkel traf, schlug er beiseite. Rechts und links sanken Opfer. Andere schossen darüber hin. Ein Tritt des Gewaltigen warf neue dazu. „Feuer!“ brüllte er und streckte nieder, was vor ihm stand. Andere kämpften mit ihm in der Finsternis. Rasten zum Ausgang. Irrten. Schlugen nieder. Stürzten, von Drängenden geschoben. Die Menschen lagen wie hingemäht. Immer neue flogen. Über die Gefallenen stiegen letzte wie über Trep-

Digitized by Google

pen. Berge häuften ſich. Jammern, Wimmern, Schreien, Keuchen, Brüllen, Trampeln einer toll gewordenen Menge.

An den Aufzügen ſtand einer, den Browning in der Hand, wie der Kapitän am Rettungsboot, mit dem Tod bedrohend jeden, der herankam. Ein Schuß! Ein zweiter! Über Menſchenhaufen, in wildem Gliederzucken am Boden, manche ſchon regungslos, ſprang der Ringer, im Trikot, mit ſeinen Rieſenfäuſten, die alle ſtärkſten Männer der Welt in den Staub geſtreckt, ſchlug er den Feind, der ihm den letzten Weg zum Leben wehren wollte, nieder mit einem Hiebe, daß er wie ein Haſe ſich dreimal überſchlug. Trat aber fehl in der Wucht des Schlages. Zwiſchen den Aufzügen verſchwand er lautlos in der Tiefe, von Nachdrängenden geſtoßen. Ein Beamter rief: „Der Strom iſt unterbrochen!“ Sie ſtanden bombenſtill. Trotzdem: in wenigen Sekunden waren ſie gefüllt. Unter Rieſenlaſt von tauſend Menſchen riſſen alle Seile. Brüllend ſtürzten welche hinab. Der Menſchenſtrom, als käme eine Muhr gebrauſt, flog drüber weg. Durch die Gewalt des Schubes knickten Eiſenſtangen wie Holz. Die Menſchlein ſchütteten hinaus ins Leere. Die Dächer der Kaſſen unten krachten ein von Leibern, die darauf geſtürzt.

Brachen oben Häuſer zuſammen? Flogen Ziegelſteine nieder? Nein, Menſchen! Voll Ent-

Digitized by Google

ſetzen ſtoben unten wartende Chauffeure auseinander, nicht erſchlagen zu ſein.

Oben durch die Gänge raſten Menſchenmaſſen: ‚Feuer! Feuer!‘ Einer ſchrie beruhigend: ‚Unſinn! Das Licht iſt aus!‘ Aus den Buden, den Lokalen kamen ſie geſtürzt: ‚Was iſt?‘ Welche wollten es nicht glauben, nein, wollten nicht: ‚Es iſt nicht wahr!‘ ‚Wo brennt's?‘ Hell ward es, aber nicht vom Licht. Feuer. Heißer Atem wehte, augenbeizender Qualm, ſengender Rauch. Plötzlich ſchoſſen Flammen haushoch empor vom Kino. Als verteilten Keime eine Seuche über Stadt und Land, ſtiegen brennende Leinwandfetzen, Filmbänder, glühende Sparren wehten, flogen, fielen, blieben hängen, ſchwelten, zündeten, raſtlos. Feuerwolken leckten, peitſchten wie Hochofenſchwalm durch Zug und Gegenzug hinein in leichte Budengaſſen. Das Laub der Bäume rollte ſich wie unter Raupenfraß, Äſte fingen an zu ſengen, brachen, ſtürzten. ‚Feuer!‘ ‚Feuer!‘ Man ſuchte Notausgänge. Berge von Zertrampelten lagen dort, als wenn ein Felsſturz einen Paß geſperrt. Sie grinſten da, zerfleiſcht, erſtickt, entſtellt, vom Feuer unberührt, gefällt von Rückkehr zu tieriſchen Inſtinkten ihrer eigenen Lebeweſengattung. Die noch atmeten, brüllten, rannten, irrten: ſchmuckbehangene Weiber, Arbeiter in blauen Bluſen, halbnackte Frauenzimmer vom Ballett, ein König, der Harlekin, ſüße Mädel, plötzlich alt, verlebt

Digitized by Google

vor Angſt und Grauen. Alle ſchrieen, wo's hinaus, hinunter ginge? Keiner gab Antwort, doch die Menge wußte es in Maſſenübertragung, und plötzlich ſtürmte alles fort — nur nach der falſchen Seite. Welche aber, ein anderer Strom fand den Weg. Sie rangen miteinander um den Ausgang. Statt ſelig In-den-Armen-Liegen: Fauſtſchlag, ſtatt trunkenem Liebestaumel: Feindeswut. Denn jeder war dem andern Feind. Man ſchrie nach Waſſer, nach der Feuerwehr, der Polizei. Die lag längſt erſchlagen. Hydranten? In der Dunkelheit fand ſie kein Menſch. Tote bedeckten ſie mit ihren Leibern. Feuerwehr lief im Kreiſe wie im Nebel. Wo ſie aber an den Röhren ſtand in Schlauchleitung gedoppelt, ſpieen ungeheure Waſſermengen hinaus ins Feuer, ſofort verdampft, wie auf rotem Herd ein Waſſertropfen. Und plötzlich endete der Strahl, kraftlos, in den erſchrockenen Händen. Waren die Vorräte erſchöpft, das Hauptrohr geborſten? Die Geſichter brannten, Wollſtoff der Kleidung ſträubte ſich wie Haar vor Sengeglut. Einer köpfte Heidſiekflaſchen und beſprengte ſich und eine Dame, der das Kleid ſchäumend am Leibe klebte. Das Parkett des Tanzbodens bäumte ſich wie Hobelſpäne. Auf dem Eis im Eispalaſte hockten Angſtverzerrte, neigten ihre Stirn zum Boden gleich betenden Moslim, zu kühlen das Geſicht, verbargen huſtend, rauchvergiftet den Kopf, als ob der Samum wehe. Un-

Digitized by Google

entwegt dazu spielten die Riesenorchestrions, durch Gewichte aufgezogen: ‚Süße Kleine . . .‘ und: ‚Auf zum Venusberg!‘ Lauter aber klang das Trompeten der Elefanten, die Sturmbrechern gleich durchs Feuer rasten mit erhobenem Rüssel, tottretend, was im Wege lag, bis sie schmerztoll irgendwo in den Flammen stürzten, daß hoch ein Funkenregen zischte, gleich einem Feuerwerk. „Der Löwe los!“ schrieen welche, und wußten nicht, ob Feuer schlimmer sei oder die Bestie. Der Riesenlöwe setzte brüllend über Leichenwälle. Auf dem Platz am Eingang lagen Menschen auf den Knieen. Schufte fingen an zu beten. Gottlose zeterten vom Weltuntergang. Verworfene redeten von Gottes Strafe für alle ihre Sünden. Fromme aber, heimlich auf den Venusberg verirrt, rauften, Gott anklagend, sich die Haare. Und der Löwe sprang mitten hinein. Majestätisch tat er sich nieder, neben eine Liebeshändlerin, die nie den Mann gefürchtet, jetzt aber zitterte vor dem männlichen Löwen. Zur andern Seite lag ein Kind. Wie kam es in den Venusberg? Es saß auf glühend heißem Boden, unschuldig spielend strich es des Wüstenkönigs schöne gelbe Mähne. Der Löwe aber starrte hoheitsvoll ins Feuer. Doch menschliche Hyänen nutzten die letzte Not: Kerle schlichen um, rissen Leichen Perlenketten, Armbänder fort, gestürzten Atmenden Ohrgehänge aus blutendem Fleisch, schnitten Finger ab. Lebende Fackeln schossen

Digitized by Google

flammenwehend hin, brüllten: ‚Waſſer! Waſſer!‘ Und im Sande der Arena wälzten ſich brennende Menſchen, wie Hühner ſich mit Sand beſtreuen. Tapfere ſprangen zu, doch ihre ausgedörrten Kleider fingen ſelbſt nun Feuer. Schreiend liefen ſie davon, die Glut in letzte unverſehrte Menſchenhäuflein tragend. Man ſtürzte nach dem großen Rad, das immer noch in all dem Feuerherde, durch die Glut getrieben, langſam drehte. Man klomm am Turm empor, an den Eiſenrippen, Luft — Luft! Wie aber ſchwelend der Rauch hinaufzog, hoch die Glut emporzuckte, ließen alle los: ins Flammenmeer hinabzuſtürzen. Da fing der Rieſenturm an zu erröten, das Eiſen glühte wie am Schmiedeherd, kniſternd ſchon begann er ſich zu neigen. Iſolatoren an den Leitungen ſprangen, Drähte verfitzten ſich, Drähte ſchmolzen. Mitten in der Flammen Praſſeln Getöſe niederkrachender Balken. Da griffen wenige Beherzte zu, die ihre Dienſtzeit Mut und Manneswürde einſt gelehrt, zogen die Gefallenen bei den Beinen, bei den Armen fort, warfen ihre grinſend fletſchenden Geſichter, zertreten und erſtickt, beiſeite, erkämpften ſich durch Tote den Weg zum Felſenrand: Licht, Luft, die Ebene.

Es dröhnte, wie nicht der erſte Donnerſchlag. Menſchenglieder, abgeriſſen, fortgeſchleudert, flogen, Bäume knickten, Äſte ſtürzten, der ganze Kegel von Baſalt erzitterte in ſeinen Feſten:

Digitized by Google

es war, als stiege er, nichts mehr schien sicher: die Karbidanlage war in die Luft geflogen. Gas-, Dampfkessel gingen einer nach dem anderen mit. Und ein Entsetzen packte Tausende, daß sie begannen zu kreischen, zu brüllen, fortstürzten mitten durch die Glut, nur fort, nur fort. Und da das Feuer ihren Rückweg abgeschnitten, standen sie am Rande, wo der Venusberg in lotrechten Wänden abfiel zur gewaltigen Ebene.

In der Riesenstadt lief von Gasse zu Gasse ein Gerücht: ‚Der Venusberg brennt!' Signale klangen: ‚Großfeuer!', Sirenen im Hafen, Glockenläuten. Die Feuerwachen taten sich auf. Spritzen jagten und Gerätewagen, doch nicht voll besetzt: just Feuerwehrtag war in der Riesenstadt, aus allen Ländern welche da! Was konnten sie anderes tun, als: ‚Auf zum Venusberg!' Nun brannten sie, die löschen sollten. Wieder pendelten die Trams, Autos schossen. Rund um den Venusberg dampften Spritzen, hilf- und nutzlos. Hundert Meter in die Höhe reichte nicht der Strahl. Leitern bis zur Kirchturmhöhe? Um den Weg, da einst die Leidensstationen standen, um die Aufzüge kämpfte die Feuerwehr mit Beil und Hacke — ganz vergebens: dort lagen Menschenhaufen, gestürzt, herabgestoßen, von Flutwellen wahnsinniger Massenfurcht über den Fels gespült, lagen rund um den Berg gleich einem schwarzen Fensterrand von Fliegen, wie Raupen am Baumring! Armselige

Menſchlein, ſtinkender Dreck, verkohltes Grauen, zerſchmettertes Entſetzen: der alte Lüſtling wie das frühverdorbene Mädel, Kloſettweib und Kommerzienrat im Frack. Der Geiſtliche, heimlich im Venusberg, die Sünde zu ſtudieren, hielt zerſchmettert eine Hure eng umarmt. Die Rieſendame hatte den ſchmächtigen Kellner totgedrückt. Student und Ladenſchwung, Seemann, Profeſſor, Advokat, im Tode alle gleich. Da lag der ſchöne Tenor zerquetſcht, entſtellt, neben ihm die treue Helferin, die Souffleuſe. Die dicke Jüdin und ein lebensfroher Oberſt waren faſt ein Klumpen. Fetzen leuchteten eines roten Fracks: der Stallmeiſter vom Hippodrom. Die Ehebrecherin und der Arzt ſchloſſen den Todesbund. Einem Prinzlein, ganz inkognito, hatten Menſchenhorden, Sturz und Aufſchlag alle Kleider vom Leib geriſſen. Unter ihm die Erzieherin, die heimlich durchgegangen in den Venusberg, verbrannt, zerſchlagen. Und das Kind, das ſie im Stich gelaſſen, träumte ſtill in ſeinem kleinen Bettchen drüben in der Rieſenſtadt.

Am Felſenrande, vom Hintergrund von Flammen ſcharf ſich hebend, ſah man immer neue Menſchen: händeringend auf Vorſprüngen weit hinaus, Säulen von Baſalt in letzter Angſt umklammernd. Noch brannte keiner, da plötzlich ſchlugen Flammen aus den Kleidern, ſie ließen los. Röcke blähten ſich wie Fallſchirme. Ein Kleider-

Digitized by Google

bündel kam gesaust. Klatschender Aufschlag. Blutige Berge wuchsen. An der Kupferschlange, die vom Gebirge her den Berg hinaufkroch, suchten sie zu hangeln und zu klettern: Zischen, Schreien, Krämpfe, hunderttausendfältiger Strom lief durch die zuckenden Glieder, und sie stürzten lautlos in die Tiefe. Unten standen sie und sahen dem jammervollen Schauspiel zu, brüllten Ratschläge hinauf, ungehört im Flammentosen, wenn neue Schatten droben an die Felsenkanten flohen. Dann stürzten Menschen, und die da drunten schrieen laut. Man sah Gestalten oben sich umarmen, küssen, den letzten Kuß im Venusberg, dann flogen sie, und alles aus. — Wahnsinnige schienen an der Arbeit. Sie warfen Leichen herab, sie aufzuhäufen zu einer Riesentreppe, als wollten sie darüber niedersteigen. Aber die Menschlein lagen unten, wie Unrat nur an einsamer Mauer. Dort stand ein Priester im Ornat, die Monstranz hielt er empor, Absolution erteilend, wie einst Max dem Kaiser an der Martinswand, und sie sprangen, in der Tiefe zu zerschellen. Sprungtücher hielt man ausgebreitet, doch sie rissen wie Papier. Und während es dort oben schwelte, glühte, turmhohe Rauchwolken schossen, Stichflammen spritzten, schwoll ein Getöse, als stießen die Erzengel ins Feuerhorn. Frauen schrieen, klagten, weinten, halb vor schmerzlicher Lust, halb weil sie ahnten, ihre Lieben waren oben. Weinend lagen welche auf den Knieen, an-

Digitized by Google

dere hockten ſtumpf am Boden. Männer fragten: ‚Warum tut man nichts?‘ Feuerwehr und Polizei zuckten die Achſeln: ‚Alles vergebens!‘ Die Menſchen ſtanden, ſchwarzwimmelnd weit die Ebene hinaus, um den Berg, von dem die Opfer ſtürzten unabläſſig wie Tropfen an einer Rinne, die da leckt. Die Zahl der Toten wurde ſchon geſchätzt. Erinnerungen waren fertig: Bazarbrand, Ringtheater, Komiſche Oper, Erdbeben in Meſſina. Truppen kamen im Gleichſchritt auf der Straße, abzuſperren. Und immer droben rauchte, kohlte, glühte wie ein Vulkan der Venusberg. Zuzeiten ſchien er Schlacken auszuwerfen, Menſchenleiber flogen hoch hinauf. Dann wieder ſank die Glut, im nächſten Augenblicke neu emporzuſchießen. Man hörte etwas ſummen in den Lüften: Flieger ſchwirrten. Keiner wagte ſich heran, daß ihn nicht heiße Strömungen mit verbrannten Tragflächen hineingezogen hätten in den Venusberg, wie einen Falter, der ins Feuer taumelt.

Da gellte ein Schrei. Soldaten trieben die Menſchen zurück. ‚Achtung!‘ Und es ging um: ‚Der Turm ſteht ſchief! Der Rieſenturm wird fallen!‘ Menſchen flohen ſchreiend. Frauen ſtürzten. In einer Ackerfurche gebar ein dickes Weib vor Angſt. Erſchöpfte ſaßen keuchend nieder, den Kragen hoch, als wollten ſie ſich ſchützen, und blickten zitternd um ſich. Der Berg ſchien kleiner, alles verbrannt, die Dächer eingeſtürzt,

Digitized by Google

nur das Gerippe des Turms, des Rieſenrades ſtand noch. Da ſenkte er ſich plötzlich, der Rieſenturm, legte ſich langſam nieder, einknickend mitten im Sturz. Ein Praſſeln, Krachen, Knattern, ein Donner, als wären die Gewitter des ganzen Erdteils auf dem einen Fleck zuſammen: er fiel nieder auf den Venusberg, dreimal in ſich gebrochen.

Es ward totenſtill. Und hunderttauſend Menſchen, gläubig oder nicht, falteten ſtumm die Hände. Langſam über das ganze Feld rund im Kreiſe kamen hunderttauſend aus der Rieſenſtadt näher und näher. Aber hunderttauſend wandten ſich entſetzt: ein Windhauch fuhr über den Venusberg, und der grauenvolle Odem verbrannter Menſchenleiber ſpie ſie an. Nichts regte ſich im Venusberg. Man ſah ihn von der Rieſenſtadt qualmend, rauchend. Keiner wagte ſich ihm zu nahen. Niemand lebte. Alles war geſtorben. — —

Da geſchah es aber, daß am dritten Tage, als man davon ſprach, Leitern anzulegen, aufzuräumen droben den Berg des Grauens, in der Tiefe der Ziſterne, längſt vergeſſen, die einſt in dunkler Zeit die Burgbewohner ſich gegraben, daß ſie die Belagerer möchten höhnen, etwas ſich regte. Die Platten, erd- und moosbedeckt, die den Brunnen ſchloſſen, hoben ſich. Das einzig Lebende noch hier oben: eine Hand erſchien. Und dann ein Kopf. Rußig, verbrannt das Haar, ein Menſch,

Digitized by Google

ein Mann. Rote Feuerstriemen auf dem halbnackten Leibe. Einer sah sich voll Entsetzen um und roch den grausen Leichenduft, tauchte wieder unter, war verschwunden. Bald hoben sich die Platten von neuem, schoben sich zur Seite: einer stand draußen, wie ein Urmensch, der in Anfangszeiten der Mutter Erde dem Weltenbrand entronnen. Er streckte den berußten Arm einem entgegen, der noch unten blieb. Er redete heiser, wie irr, er flehte, er befahl. Endlich kam eine, den Rock in Fetzen, nackt die Brust, das Haar verbrannt, verkohlt, unkenntlich, schwarz von Rauch und Schlamm, starrte wie in eine fremde, grausige Welt, in das Gewirr von Eisentrümmern, von verkohlten Bäumen, Tier- und Menschenresten. Sie zitterte, sie schüttelte sich. Zwei hielten sich umschlungen. Das Weib, zerfetzt, beschmiert, kaum menschenähnlich, schmiegte sich an den, der sie geschützt: das arme Aufwaschmädel an den Flaschenspüler, die nebeneinander gearbeitet, wie sie mitsammen drüben vom Rand der Ebene aus armem Bergdorfe her gekommen, nur um ihr bißchen Brot zu haben. Die nichts gewußt von Wackeltanz und In-den-Armen-Liegen, die bis dahin sich nicht genähert, obgleich sie aus dem gleichen Dorf, aus gleicher Straße stammten. Die kaum gesprochen miteinander im Schweiß der Arbeit, den Venusberg zu scheuern, zu waschen, zu putzen, aufzuräumen für die Kinder

Digitized by Google

der Freude, heute tot insgemein, verkohlt zum Himmel stinkend, wie Säue im verbrannten Stall. Die beide, als der Feuerruf erklungen, beim Schuften, Fummeln, Waschen ihn nicht gehört, bis die Explosion den Rückweg ihnen abgeschnitten. Gewohnt, auf alle Zeichen zu achten der Erde, die er gegraben, auf der er die kurze Mittagsrast verschlief, hatte er gefühlt an leisem Zuge, an der Kälte, am hohlen Klang, daß unter diesen Platten der Boden offenstand. Da hatten sie in höchster Not, wie eingesperrte Tiere, die Steine fortgewühlt und einen Schlund entdeckt. In die halbverschüttete Zisterne war er hinabgestiegen, Arme, Kopf, Haar, Bart versengt. Ein Sturz riß ihm den Rock vom Leibe. Er hielt sich noch. Das Mädchen fiel auf ihn. Dann waren sie in Schlamm und Wasser, das noch immer aufstieg, wie in einem Sumpf gelandet. Dort, Brust an Brust, zum erstenmal in ihrem Leben sich findend, weil sie einer Gattung waren inmitten feindlicher Natur, hatten sie drei Tage geharrt, dem Wahnsinn nah, während droben die Naturgewalt Menschenwitz und Menschenverderbnis von der Tafel löschte, gleichsam durch ein einziges zufälliges Armelwischen.

Und wie das letzte Menschenpaar aus der Arche Noah, stiegen sie empor und flohen. Das Mädchen fuhr zurück vor verkohlten Leichen. Er zog sie mit sich. An dem Seitenwarenaufzuge,

Digitized by Google

festgenagelt, als der elektrische Funke ihn nicht mehr trieb, kletterten sie nieder. Vom klaren Himmel der Nacht brannten die Feuer Gottes auf den Venusberg. Und das Mädchen aus den Bergen, das manches Felsenriff herabgestiegen, stand auf dem Boden. In der Ferne sahen sie mit ihren klaren Bergleraugen den ewigen Schnee der Heimat. Der Mann nahm ihre Hand: halbnackt, verbrannt, verhungert, schritten sie, wie das erste Menschenpaar. Wasser schien zu rauschen. Sie warfen sich zu Boden, tauchten Gesicht ein und Kopf, sogen und tranken. Dann lagen sie erschöpft, wie tot. Doch plötzlich riß er das Mädchen auf. Und sie flohen vor dem Venusberg, dem Fluch, der Sünde, dem Greuel, stundenweit über die Ebene, ewigem Schnee entgegen.

Der Venusberg aber stank gen Himmel. Aasvögel kreisten, saßen schon auf den verkohlten Zweigen, wagten sich nur nicht herab, denn dumpfe Glut stieg noch empor. Dann wurden Leitern angelegt, um zu begraben, aufzuräumen.

Drunten aber stand ein kleiner Mann und sprach mit Leuten, die da Geld gegeben hatten und die versichert. Und wie man vom Vesuv zerstörte Städte ausgrub und zeigte, gingen die Fremden nun, wo einst die Leidensstationen gestanden, wo jetzt Trümmer ragten, geringer von Tag zu Tag. Das Interesse starb. Die Menschen blieben aus. Eines Tages flog Botschaft durch die Riesenstadt:

Digitized by Google

der Staat hatte den Berg gekauft. Aus dem Heiligtum dem unbekannten Gotte, dem Kalvarien-, dem Venusberge, sollte, wo hunderttausend Menschen einst verbrannt, ein Sühneberg erstehen. Als es buchmäßige Gestalt gewonnen, nahm der kleine Mann die Reisetasche und ging in den Hafen und stieg auf ein Schiff und fuhr hinaus in Länder unbegrenzter Möglichkeiten, draußen neu zu gründen, denn er war ein Mann der Arbeit, einen Venusberg, dagegen dieser nur ein Narr, ein Spott, ein Waisenknabe schien.

Der Himmel aber blickte, bewölkt und klar, in Regen und in Sonnenschein, gleichgültig nieder auf die sündige Erde, und die ewigen Lichter blitzten, wie sie herabgeblitzt seit Milliarden Jahren auf den Basaltkegel, der einst in Urzeiten der Mutter Erde emporgeschossen durch Feuersgewalt, und nun dem Feuer auch erlegen.

Gott aber schwieg.

— — — — — — — — — — —

TACET DEUS IN MUNDO.

Digitized by Google

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Die Tochter des großen Georgi

Theaterroman von

Georg Freiherrn von Ompteda

Preis geh. M. 6,—; geb. M. 7,50

Aus den Besprechungen:

Deutsche Tageszeitung: Ein glänzender Schilderer der Gesellschaft, ein lebendiger Sachwalter der Rechte liebender, Lebensglück begehrender Menschenherzen, der nach volldichterischen Anfängen dem vielleſenden Publikum mit der Konzilianz des Weltmannes einige Schritte entgegengekommen ist, der sich nicht an die Zudringlichkeiten verlieren, aber auch nicht in die Einsamkeit der großen und in sich selber Genügen tragenden Seelen retten, der nie eine untere, freilich ebenfalls nie eine obere Grenze überschreiten wird — so steht das Bild dieses dichtenden Freiherrn, nehmen wir ein neues Buch von ihm zur Hand, vor uns; so bleibt es in uns stehen, legen wir es in schöner Angeregtheit wieder fort.

Dresdener Anzeiger: Seit Omptedas Adelstrilogie — Silvester von Geyer, Cysen und Cäcilie von Sarryn — ist ihm kein Werk wieder so rein, linienklar und lebenswarm gelungen wie sein neuester Roman. Es ist schwer, mit kurzen Worten den Inhalt dieses lebensechten und künstlerisch wertvollen Buches zu geben. Nicht nur die scharfe und richtige Beobachtung der Theaterwelt und ihrer Künstler, sondern vor allem die Schilderung der Entwicklung und des Geschicks der jugendlichen Heldin ist Ompteda meisterhaft gelungen. Wie einst sein Adel um 1900 eine Leistung von kulturhistorischer Bedeutung war, so ist es dieser sein neuer Theaterroman nicht minder: Die mit der Kunst ringende Frau der Gegenwart — besonders die Schauspielerin — ist vielleicht noch nie so deutlich beobachtet und so seelenkundig geschildert worden.

Ostdeutsche Rundschau: Ompteda behandelt sein Thema mit all der virtuosen Technik seiner bewährten und packenden Erzählerkunst. Meisterhaft ist die Figur des alternden Heldendarstellers Georgi gezeichnet.

Digitized by Google

Berliner Lokal-Anzeiger: Eine Fülle trefflich gezeichneter Figuren aus der buntbewegten Theaterwelt ist um die Gestalt der Heldin und ihrer Erlebnisse gestellt, und in der Schilderung der Theaterverhältnisse erweist Ompteda sich als großer Kenner, der keine Zerrbilder oder ausgefallene Originale gibt, sondern den modernen Schauspieler so zeichnet, wie er ist, vielleicht gar mit der liebenswürdigen Absicht, mancherlei Schwächen freundlich zu beschönigen. Im Gegensatz zu den vielen sogenannten Theaterromanen, die hauptsächlich durch die Verwendung von allerlei mehr oder minder bekannten Theateranekdoten und „Schlüsselgestalten" zu fesseln versuchen, wirkt dieses in vornehmem Geiste gehaltene Buch jedenfalls durchaus erfreulich, ohne daß es ihm an der rechten Unterhaltsamkeit fehlt, die man gerade von einem Theaterroman verlangt.

Kölner Tageblatt: Wie die Tochter des großen Schauspielers alter Schule, die ängstlich der Sphäre des Vaters ferngehalten wird, instinktiv den Weg findet dahin, wo ihres Ruhmes Stern leuchten soll, wie sie von kleinen Anfängen, durch alle Widerwärtigkeiten des Schmierendaseins, immer bewußt des künstlerischen Zieles, langsam aufsteigt, wie sie durch die Tiefen der Leidenschaften geht, um im Innersten zu empfinden, was sie durch ihre Kunst andere empfinden lassen will, wie die Schlacken der Alltäglichkeit, die Kleinlichkeiten und Hindernisse allmählich zurücktreten und ihr Flug frei wird zu den Höhen, wie sie endlich ihr Ziel erreicht und als eine große Künstlerin dasteht, das hat der Dichter mit unendlich viel feinen und geistvollen Zügen aufgezeichnet, und es ist ihm gelungen, ein Menschenschicksal vor dem Leser zu entrollen, das ihn auf das tiefste ergreift und fesselt, und er nimmt bewegt Abschied von dieser Künstlerin, die ein Mensch gewesen, weil sie eine Kämpferin war.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Allein in Ompteda haben wir eben nicht, wie in so vielen anderen, nur einen geschickten Romanschreiber, sondern er ist ein echter, rechter Dichter, welcher hineinwächst in die Welt, die er schildert, wie seine Heldin aus einem haltlosen, ja, ziemlich unsympathischen Mädchen mit ihren höheren Zwecken emporwächst zu einer fesselnden, von der Größe ihrer selbstgestellten Lebensaufgabe, auf die ihre Begabung sie hinweist, erfüllten Frauengestalt.

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Der Verfasser weiß mit scharfer Sondierung die Wandlungen in der Seele des jungen Weibes zu gestalten, die zu der schwer und schmerzlich errungenen Höhe reifer Künstlerschaft führen. Die übrigen Gestalten und die Theaterwelt, das wechselvolle Treiben an kleiner Schmiere, guter Hofbühne und modernen Kunststätten, ist in lebensvollen Zügen wiedergegeben.

Buchdruckerei F. E. Haag in Melle i. H.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

Univ of Brit. Col.

INTER-LIBRARY LOAN

02515

SEP 1 1970

LD21A-60m-3,'70
(N5382s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YB 53036

273939

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY